

V E R L A G S H A U S R Ö M E R W E G

BUP CORSO EDITION ERDMANN WALDEMAR KRAMER S. MARIX VERLAG WEIMARER VERLAGSGESELLSCHAFT

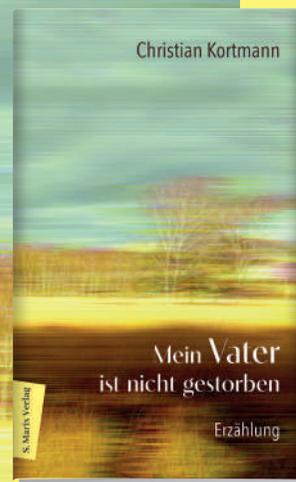
L I T E R A T U R

Frühjahr 2025

L I T E R A T U R F R Ü H J A H R 2 0 2 5

»Mein Vater war in keiner Sache außergewöhnlich begabt – außer im Leben selbst.«

Christian Kortmann



978-3-7374-1248-3 // 160 Seiten // € 26,00 / 22,70 (A)

In seinem neuen Buch gelingt Christian Kortmann ein vielstimmiges Selbstgespräch über erinnertes Leben und den Verlust eines geliebten Menschen. Die Nachricht vom bevorstehenden Sterben seines Vaters erreicht den Autor mitten im beruflichen Hochbetrieb. Er eilt zu ihm, erreicht ihn, verabschiedet sich – und sieht sich dennoch außerstande, loszulassen, nun, nachdem sein Vater gestorben ist. In einer intimen Betrachtung beginnt der Autor über Monate hinweg, umsichtig, geduldig und feinfühlig über die Beziehung zu seinem Vater zu schreiben und über die Verpflichtung, ohne einen Menschen weiterzuleben, ohne den das Weiterleben eigentlich nicht möglich ist.

Doch auf dem Papier nimmt die sanfte Liebe zwischen Vater und Sohn wieder Gestalt an. Kortmann entdeckt die unerschütterliche Lebenskunst seines Vaters, der Optiker war, neu, und erfährt die Kraft einer optimistischen Weltsicht. Seine Erzählung lässt ahnen, wie bemerkenswert und einzigartig dieses Leben und jede menschliche Bindung ist.

CHRISTIAN KORTMANN

arbeitete als Journalist u. a. für *Die Zeit*, die *Süddeutsche Zeitung* und die *taz* und war Chefredakteur verschiedener Magazine. Er veröffentlichte neben Essays und Reportagen mehrere Romane, zuletzt *Einhandsegeln* (2021) und *Happy Hour Schopenhauer* (2022), sowie den Gedichtband *Als ließen die Dinge noch mit sich reden* (2024). Christian Kortmann lebt in Hamburg.

© Julie Barmé

Vater Lieber

Leseprobe

Dort, wo er jetzt ist – I

Mein Vater ist nicht gestorben.

Er ist in einen Raumzeitwirbel geraten.

Dann wurde er am Rand einer Lichtung ganz hinten im menschenleeren Moor, dort, wo in der Stille des mächtigen Mischwalds und der nebelverhangenen Wiesen das Wild äst und die Wildschweine den Boden aufwühlen, wieder ausgeworfen. Wenn ich beim Laufen in der Dämmerung hier ankomme, am knorrig-expressiven toten Baum, den ich für mich *Joshua Tree* nenne, erkenne ich ihn schon von weitem. Wir winken uns zu, er hebt den Stock in der linken Hand, ich gehe ihm entgegen.

»Das ist ja eine Überraschung«, sage ich beim ersten Wiedersehen zu ihm, so, wie er es früher zu mir gesagt hat, wenn ich meine Eltern ohne Vorankündigung in Halver besuchte und einfach durch die Ladentür in sein Geschäft kam. Wir begrüßen uns französisch, mit Küssen auf die Wangen.

»Mein Junge!«, sagt er.

So etwas hätte er auch noch nicht erlebt, fährt er fort, plötzlich sei er dort hinten, am anderen Ende der Lichtung gewesen. Dann nickt er anerkennend, ich hätte es hier im Norden Hamburgs in dieser ursprünglichen Natur »gut angetroffen«. Er trägt seine runde dunkle Hornbrille, seine Haare sind leicht verschwitzt, das Gehen mit dem Stock im weichen Boden strengt ihn an. Seit dem Schlaganfall vor fünf Jahren ist seine rechte Körperhälfte teilgelähmt, er hinkt mit dem rechten Bein, den rechten Arm kann er kaum bewegen. Er trägt seinen Schal mit Burberry-Muster und eine warme Jacke, die über die Hüften reicht.

»Du machst ja Sachen«, sage ich, »komm, dann gehen wir jetzt nach Hause! Du hast uns allen einen ganz schönen Schreck eingejagt.«

Mein Vater schüttelt immer noch erstaunt den Kopf. Auf dem schmalen, matschigen Weg stütze ich ihn von rechts. Wir gehen langsam, die letzten Vögel singen zur einbrechenden Nacht. Wegen der Dunkelheit müsse er sich keine Sorgen machen, sage ich, denn ich habe eine Stirnlampe dabei.

Zu Hause angekommen, dusche zuerst ich, darauf besteht er, weil ich in der schweißnassen Sportkleidung ganz durchgefroren bin. Dann helfe ich meinem Vater, sich zu waschen, weil er nicht in die Badewanne steigen kann. Wir essen

Nudeln zu Abend, ich koche eine schnelle Tomatensauce, die ihm wie immer hervorragend schmeckt. Beim Kochen trage ich die rote Schürze, eine der beiden Schürzen, die er mir geschenkt hat, nachdem er nicht mehr kochen konnte, die weiße vom Hotel Dresel (wo er zusammen mit unserer Freundin Brigitte einen Kochkurs gemacht hat) und eben die rote von Champagne Piper-Heidsieck, in der du dich sofort in einen Grand-Hotel-Barmann verwandelst. Er nickt anerkennend und zeigt mir den nach oben gereckten Daumen, als er mich in der Schürze sieht. Als Barkeeper zu arbeiten, das hatte er mir einmal geraten, als ich in meinen Zwanzigern knapp bei Kasse war.

Riesling habe ich da, einen wirklich schönen, und französischen Chardonnay auch. »Hmm«, sagt mein Vater, als er den Riesling probiert und ihn gefühlvoll im Mund hin und her bewegt, »à la bonne heure!« Meine Wohnung sei schön gemütlich mit den tiefen Fenstern, hat er bei seinem einzigen Besuch hier in Ohlstedt (meine Eltern waren auf dem Weg nach Wangerooge) zu mir gesagt. Damals verstand ich wohl nicht ganz, warum sie unbedingt meine Wohnung sehen wollten, heute bin ich froh, dass er, dass sie hier waren, dass diese Bilder in ihm lebendig waren, in ihm sind. Er ist müde, geht früh zu Bett. Ich klappe ihm im Westzimmer das Schrankbett aus und beziehe es frisch.

Auch ich schlafe schnell ein, sehr glücklich, meinen Vater wiederzuhaben, aber auch erschöpft von der Anstrengung des Tages. So eine Auferstehung von den Toten erlebt man schließlich nicht oft.

Als ich am nächsten Morgen ins Westzimmer gehe, um ihn zu wecken und mit ihm den Zug nach Halver zu meiner Mutter zu nehmen, ist das schwere Schrankbett hochgeklappt und mein Vater nicht mehr da.

Doch ich weiß ja jetzt, wo ich ihn finde.

Kerze im anderen Raum

An den vielen schönen Abenden, die ich in meiner Wohnungseinsamkeit verbringe, zünde ich immer auch eine Kerze in dem Raum an, in dem ich mich gerade nicht befinde. Solch eine Kerze war mein Vater für mich. Um sie anzuzünden, benutze ich Pfeifenstreichhölzer (die guten aus Schweden), obwohl ich keine Pfeife rauche – aber er.

Wachablösung

Viel zu tun und zwei neue brotberufliche Anfragen am Tag, an dem mein Vater wieder ins Krankenhaus eingeliefert wird. Die Gnade deines Vaters: dann zu sterben, wenn du ihn nicht mehr brauchst. Wacht jetzt die Welt über dich?

Dass er jetzt im Krankenhaus liegt und nicht telefonieren möchte, weil es ihm »zu anstrengend« ist, wie meine Mutter sagt. Neben den gemeinsamen Tränen, die er uns erspart: die Großzügigkeit eines Vaters, der mich jetzt auch in meinem Schmerz nicht an sich klammern möchte.

Freizeichen

Dass er jetzt im Krankenhaus liegt und nicht telefonieren möchte, weil es ihm »zu anstrengend« ist, wie meine Mutter sagt. Neben den gemeinsamen Tränen, die er uns erspart: die Großzügigkeit eines Vaters, der mich jetzt auch in meinem Schmerz nicht an sich klammern möchte.

Doppelt zerbrechlich

Wir sind Scherben, aber keine aus Glas, sondern solche aus Eis, die an einem sonnigen Tag achtlos auf der gefrorenen Wasseroberfläche liegen.

Gleiswechsel

»Es ist so weit«, sagt mein Vater am Telefon, als meine Mutter mich aus seinem Krankenzimmer anruft und ihm den Hörer reicht. Dann sagt er es noch einmal, weil er wohl ahnt, dass ich ihn nicht verstanden habe, ihn nicht verstehen will: »Es ist so weit.«

Wo ich sei? Im Zug, kurz vor Hannover, sage ich. Früher Freitagnachmittag, der 1. Klasse-Großraumwagen ist gut besetzt. Ich schaffe es unter Tränen, ihm zu sagen, dass ich ihn sehr liebe und bewundere für alles, was er erreicht hat und ist. Meine Stimme wird laut und verzerrt sich durch das Weinen zu einem Kreischen. Ich spüre, wie der ganze Großraumwagen still zusammensinkt – und es ist mir egal.

Er sagt nicht, dass er mich auch liebt oder etwas anderes Pathetisches. Er bedankt sich für meine Worte.

»Ich hoffe, dass ich es rechtzeitig schaffe ...«, sage ich.

»Ja, das schaffe ich schon«, sagt er: »Bis nachher!«

Beim Umsteigen in Hannover muss ich den Bahnsteig wechseln. Im Rekordtempo sprinte ich vom Zug die Treppen hinunter und die nächsten Treppen wieder hinauf. Fast renne ich jemanden um, in Angst, zu spät zur wichtigsten Verabredung meines Lebens zu kommen.

Diese Panik wird abgelöst von der Angst vor einem positiven Corona-Test, was bedeutet hätte, das Krankenhaus nicht betreten zu dürfen und meinen Vater nie mehr wiederzusehen. Dann hätte ich zum Betrüger werden und mir den

Zugang erschleichen und erkämpfen müssen. Ich mache schon Pläne, wie ich als Hausmeister verkleidet durch die Waschküche ins Krankenhaus eindreinge ... Ich bin tatsächlich bereit, dafür ins Gefängnis zu gehen.

Aber gut, alles positiv, alles negativ.

Verlorene Lektionen

Du weißt nicht, was du vermissen wirst. Du weißt es erst, wenn die Unwiederbringlichkeit da ist und du es vermisst.

Die Unwiederbringlichkeit – I

Wie ich auf dem grünen Stoffsofa auf den Knien meines Vaters saß und er mit mir »Wir reiten nach Laramie« spielte.

Wie er auf diesem unglaublichen Foto Weihnachten 1975 beim Frühstück – Margarine, Schwartau-Marmelade, Eierbecher mit Hut – im Schlafanzug mit mir herumalbert.

Wie er sich jeden Morgen nass rasierte – der Geruch der Marbert-Man-Rasierseife in der braunen Porzellanschale mit Haltegriff – und wie immer Barthaare auf dem Bord über seinem Waschbecken lagen, weil er sich den Schnäuzer mit der Bartschere stutzte.

Wie er mit mir Dreijährigem zur Sprengung des Halveraner Wasserturms ging; wie wir den weißen Turm vom »Hölzchen« aus zusammenfallen sahen und dabei auch genau auf den Teil des Friedhofs blickten, auf dem mein Vater heute begraben liegt.

Wie er mich morgens mit dem blauen Porsche 911 Targa in die Schule brachte.

Wie er seine lederne Tennistasche packte, und wie in ihr die Tennisbälle aus der frisch geöffneten Blechdose rochen.

Wie er nachts vorm Hotel Alpfrieden auf der Bettmatalp den silberfarbenen Sektkühler klaute, weil uns der Service schlecht behandelt hatte.

Wie er seinen dreißigsten Geburtstag als kostümierte Karnevalsparty im Tennisclub feierte und ein schwarz-weißes, dickbäuchiges Oberkellnerkostüm aus Plastik trug.

Wie er zwei Monate vor seinem Tod zusammen mit meiner Mutter den 100. Geburtstag des Geschäfts feierte, für den er sich von mir nicht etwa eine schöne Pressemitteilung, sondern »ein Narrativ« (er liebte es, aufgeblasene Modewörter ironisch zu benutzen) gewünscht hatte.

Wie wir vor ein paar Jahren zusammen in Lüdenscheid auf den Markt gingen (zum ersten Mal nach seinem Schlaganfall fuhr ich wieder mit ihm Auto –

und zum letzten Mal) und Matjes aßen, im Stehen mit Gabel, im Café Extrablatt Kaffee tranken und auf dem Rückweg noch ein paar Sachen bei Frau Graumann kauften, unter anderem das Weingläser zeigende Spaß-Schild »At my age I need glasses«, auf das ich ihn hinwies, weil es ein passender Optiker-Spruch sei, und er sagte: »Das können wir doch dekorieren.«

Mit schwarzer Tinte

Unser Gehirn wird von einer Komplexität angezogen, die seine Fähigkeiten übersteigt. Es leitet uns zu Dingen, die wir nicht bewältigen können. Wir begeistern uns für ein Spiel wie Schach, das so kompliziert ist, dass sogar der Weltmeister in fast jeder Partie Fehler macht – damit ist viel gesagt. Der Schriftsteller ist der, der mit Toten reden kann, obwohl er weiß, dass er es nicht kann. Die Fiktion ist die, die uns rettet.

Nach dem Lesesessel

Freitagabend, Wipperfürth, Krankenhaus, 3. Stock, Palliativstation. Ich betrete das Zimmer 3-112 und sehe meinen Vater, der im Bett liegt und mich sofort erkennt. Unsere leichten Wangenküsschen erscheinen mir als Begrüßung unpassend, also streichele ich sein Gesicht. Aus dem ICE habe ich ihm noch einmal seine geliebte SZ mitgebracht und lege sie ihm neben das Krankenhausbett, obwohl er in seinem Zustand nicht mehr lesen kann. Ich sage zu meiner Mutter und meinem Bruder, dass ich eine vertraute Atmosphäre herstellen möchte. Aber in Wahrheit will ich, dass alles ist, wie es immer war, und dass es so bleibt.

»Nicht weinen«, sagt mein Vater zu mir, »das ist ein natürlicher Prozess.«

Auf seiner linken Körperseite fließt blutige Flüssigkeit in einen Drainagebeutel. Rational wie auch früher immer, wie sein eigener Beobachter, erklärt er mir seine gegenwärtige Verfassung: »Tja, das ist der Verfall.«

»A demain!« sage ich und es ist ein ungewisses Morgen, als wir das Zimmer verlassen und ihm eine gute Nacht wünschen.

Und mein Vater antwortet: »A demain!«

Nicht mehr über Bande

Die Vorstellung einer Welt, in der es meinen Vater nicht gibt, erscheint mir surreal. Die Dinge, die geschehen werden, werden anders geschehen; sie werden eine andere Bedeutung haben. Im Kleinsten wie in der Weltpolitik.

Dort, wo er jetzt ist – II

Zu dieser Jahreszeit kann ich direkt in die Mittagssonne blicken, wie sie flach und milchig dasteht und ihr südwestliches Himmelspektakel orchestriert. Auf der Lichtung im Moor erzählt mein Vater mir, dass er dort, wo er jetzt ist, wieder ein Optikgeschäft eröffnet hat, hinten rechts, wo ein paar Bäume die Wiese in zwei ungleiche Hälften teilen. Die Fassade und das Schaufenster mit dem dunkelgrün-metallinen Rahmen und den abgerundeten Ecken und links die Eingangstür – sein neues Geschäft ähnelt dem alten in Halver sehr. Ich kenne es sehr gut, bin dort aufgewachsen und habe hinter den beweglichen hölzernen Brillenschränken mit meiner Sandkastenfreundin (der Tochter des Fernsehverkäufers aus dem Geschäft gegenüber), die also eine Ladenlokalfreundin war, Verstecken gespielt.

Er hat sofort gut zu tun. Heute bin ich um kurz nach ein Uhr dort, und er ist seit neun Uhr kein einziges Mal herausgekommen, hat immer noch Kundschaft. Jemand von früher aus dem Golfclub »hat noch eine Brille für 1000 Euro gekauft«. Und es gibt eben auch die Kunden, die wie früher nur zum Reden kommen. Alte Bekannte, die schon dort sind oder nach und nach eintreffen, finden in seinem Laden eine erste Anlaufstelle. Die *Süddeutsche* liegt auf dem Tisch, das Abo für die *Revue de la Presse* mit Auszügen aus französischen Zeitungen und Magazinen hat er an die neue Adresse umleiten lassen.

Abends geht er gerne ins *Posthaus*, das war seine Stammkneipe in Halver, als ich Kind war, dort trifft er die Männer aus der Clique, die schon da sind. Sie kennen sich schon seit der Grundschule, die damals Volksschule hieß, und kommen seitdem, obwohl sie im Leben getrennte Wege gehen, immer wieder zusammen. An ihrem Tisch ist genug Platz, weitere werden bald zu ihnen stoßen, das ist gewiss.

Heute ist es zum ersten Mal so warm, dass mein Vater nicht die hüftlange Jacke trägt, sondern nur Jackett und eine Weste darunter. Zum Abschied geben wir uns fünf. Ehrgeizig hebt er die rechte, teilgelähmte Hand und strahlt mich an, als es klappt. Auch das Gehen im weichen Boden fällt ihm immer leichter, bald will er den Stock weglassen.

Mitkommen zu mir und in seine alte Welt will er nicht, weil dort Leid und Schmerzen auf ihn warten. Das kann ich gut verstehen. Also bleibt er im Moor zurück und ich gehe allein nach Hause.

Ich laufe noch weiter hinaus nach Norden. Bis sich die Landschaft, so flach, dass jede Brücke über die mäandernden Bäche schon eine Panoramaplattform ist,

für Blicke öffnet, die mit ihrer Leere und Weite zaubertafelgleich den Geist klären und bereit machen für neue Gedanken, Ideen, Einfälle, Taten.

Kabinettstück

Das Leben ist eine Treppe, die wir hinabschreiten; eine Treppe mit Murnauschen Stufen, die im Schatten liegen und Ebene vorgaukeln.

Tote Sprache

»*Mors nihil ad nos, quoniam quum nos sumus, mors non adest; quum vero mors adest, nos non iam sumus.*« Mein Vater sprach kein Latein. Aber dieses Zitat, im Original griechisch von Epikur, ihm aber von einem Seneca-Kenner, dem Dortmunder Antiquar Wengerzink, überliefert, kannte er auswendig. »Der Tod geht mich eigentlich nichts an. Denn wenn er ist, bin ich nicht mehr, und solange ich bin, ist er nicht.«

Jetzt ist der Tod da, und mein Vater ist nicht mehr.

Die Unwiederbringlichkeit – II

Wie mein Vater – zum ich weiß nicht wievielten Mal – die Geschichte erzählte, als er zu Tisch eine Zitrone auspresste und der Strahl eine ihm gegenüber sitzende Frau direkt ins Auge traf.

Wie er mittags mit dem Hund hinausging und seinen Linkshänder-Golfschläger mitnahm, um auf der weiten Wiese Bälle zu schlagen, oder wie er schon morgens im weißen Bademantel im Garten stand und Probeschwünge machte.

Wie er früher im Auto Zigarillos rauchte, und ich den Zigarettenanzünder erst hineindrücken und ihm dann anreichen oder die Zigarren anstecken musste.

Wie er sich abends voller Freude nackt auszog und sich dann ins Bett unter die Decke halb rollte, halb warf.

Wie er erzählte, und es andeutungsweise nachspielte, wie schnell die (jungen) Leute das Handy aus der Hosentasche zogen, wenn er sie im Geschäft bat, einen Moment lang Platz zu nehmen.

Wie er am Samstagabend bei seinem letzten Besuch in Hamburg zusammen mit meiner Mutter und mir mehrere Vorspeisen bestellte, darunter Stockfischpüree und Blutwurststrudel. Wie er mit kosmopolitischer Selbstverständlichkeit zur Kellnerin sagte, dass wir aus dem Sauerland kommen. Wie er mit dem Rosenverkäufer scherzte, sein Portemonnaie zückte und sich von ihm Geldschein für Geldschein abnehmen ließ, lachend, während der Rosenverkäufer das Geschäft

des Abends, wenn nicht seines Lebens machte. »Das muss man mal mitmachen«, sagte mein Vater ungerührt zu uns, ganz nach seinem Credo, dass jeder etwas vom Leben haben möchte – wo andere sich beschwert, den »Manager« oder gar die Polizei gerufen und auf jeden Fall einen Riesenaufstand gemacht hätten.

Wie wir in Bologna zusammen mit meiner und mit seiner Mutter durch das Fensterchen auf den Fluss guckten und wie wir die langen überdachten Treppen zur Wallfahrtskirche San Luca hochliefen.

Wie er mit mir über Edelkirchen und rund um die Neye-Talsperre gelaufen ist.

Wie er mich früher, in den Achtzigern, am Mittwochnachmittag, wenn das Geschäft geschlossen war, mit nach Köln nahm, wie wir bei *Zentra*, dem Uhren-großhändler, parkten – mein Vater hatte einen Schlüssel für die Kette, mit der der Parkplatz im Hinterhof abgesperrt war, an der Hauswand befand sich das *Zentra*-Logo – und wie ich beim Aussteigen aus dem Auto die süß-sauernden Ausdünstungen der *Gaffel*-Brauerei am Eigelstein roch. Wie ich mit ihm zusammen Uhren einkaufen ging, wie ich dann Streifzüge allein durch die Stadt unternahm, mich mit meiner Skiurlaubsbekanntschaft Herdis traf, wie er bei *Bepi* in der Breiten Straße oder im *La Päd* oder im *La Lavallier* (die Bar mit den grünen Lederbezügen auf Stühlen und Hockern) an der Domplatte auf mich wartete, wie wir dann bei *Hoss an der Oper* einkauften, an den Rindfleischsalat und den Hummersalat erinnere ich mich, und mit unseren Feinkostschätzen nach Hause fuhren. Wie an einem Tag meine Mutter dabei war, und mein Vater und ich spontan zu einem UEFA-Pokal-Spiel im Müngersdorfer Stadion gingen und anschließend mit dem Zug nach Hause fuhren.

Wie ich ihn nach seinem Schlaganfall in der Rehaklinik in Hagen-Ambrock zum Abendessen brachte und er sich zu den anderen Patienten an den runden Tisch setzte, die ihn erfreut begrüßten.

Anspielstation

Obwohl oder weil er nie viele Freunde gehabt hatte und die persönliche Isolation zum Teil seines Wesens geworden war, wollte der Schriftsteller in seiner zweiten Lebenshälfte jemand werden, mit dem man gerne zusammenarbeitete, ein großer Kollaborateur. Die alerte junge Frau in der Agentur, der kreative Impresario auf dem Theater, das Nerd-Mädchen im Verlag, sein Fahrradhändler, der Mann im Bäckerwagen auf dem Markt, sein Fischhändler, seine Weinhändler, die Briefträgerin, sein Steuerberater, die Krankenschwester auf der Station, wo sein Vater lag, die diversen Paketboten und viele weitere mehr – sie alle sollten gerne mit ihm zu tun haben.

Schierlingsbecher

Mein Vater am Telefon, einen Tag nach der Diagnose Leberkarzinom: »Jetzt muss man abwarten und jeden Tag genießen.« Welch ein Glück, dass er Philosoph ist! Er sagt, dass er keine Schmerzen habe, das sei ja schon etwas. Und freut sich, dass er zu Hause ist übers Wochenende und nicht im Krankenhaus sein muss.

Wenn meine Mutter ein paar Tage später sagt, mein Vater sei »niedergeschlagen«, dann bedeutet das etwas. Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals niedergeschlagen erlebt zu haben. Ein Mal vielleicht, als einer unserer Hunde gestorben war, und mein Vater mittags allein im Wald spazieren ging und mit Tränen in den Augen zurückkam.

Doch geweint hat er nur unmittelbar nach der Diagnose und zu meiner Mutter gesagt: »Das ist mein Todesurteil.« Dann hat er den Schalter umgelegt und seinen anständigen Abschied geplant – zwischen Diagnose und Exitus lagen nur sechzehn Tage. Den Einstiegssatz für seine Traueranzeige hat er meiner Mutter in den Block diktiert: »Schreib das auf – schreib dir das auf: ›Ein Leben in Frieden und Freiheit ist zu Ende.« Sie wird den Text später sehr schön vollenden: »Du hast das Leben und die Menschen geliebt. Immer sind da Spuren deines Lebens, Bilder, Augenblicke und Gefühle, die uns an dich erinnern und die in uns weiterleben. Du fehlst!«

Du Großes Gewächs, Gedicht von einem Menschen, dein Leben war gelungen bis zum letzten Wort, bis zum Schluss, bis in den Tod hinein, falls einem auch dieser gelingen kann.

Du großer Europäer, unter anderen Umständen hättest du auch Spitzenpolitiker, Außenminister, werden können. Genau in deinen Worten stand es einen Monat später, als Putin in die Ukraine einmarschierte, an der Fassade des Hamburger Thalia Theaters: »Für Frieden und Freiheit«. Und Bundeskanzler Olaf Scholz sagte in seiner Fernsehansprache: »Die Zukunft Europas wird eine Zukunft in Frieden und Freiheit sein.«

Ein Sterbefestival

Freitag Elend, Samstag Leid und am letzten Tag kommt als Hauptact der Sensenmann.

Am Sonntag, dem 23. Januar, schreibe ich in mein Tagebuch: *Seit 6 Uhr heute Morgen hast du deinen Frieden, liebster Papa.*

In Halver und nicht nur dort werden heute viele Menschen sehr traurig sein.

*Michael Kortmann *15.2.1950 †23.1.2022*

Ich werde niemals eine Flasche Riesling öffnen, ohne an dich zu denken.

Diagnose

Du musst verrückt sein, um nicht verrückt zu werden.

Schneise

Wozu ist Verlust gut; gibt es einen Sinn im Verlust? Der gesunde Wald nach dem Sturm bietet kein Bild der Zerstörung, sondern eines der Erneuerung. Nun wachsen Dinge heran, die vorher keinen Platz zum Wachsen hatten.

Textauszug aus *Mein Vater ist nicht gestorben*



Vom Loslassen und Geborgenwerden

»Kortmann vollzieht unverkrampft eine Selbstbestimmung im Hier und Jetzt und beschwört eine Existenz, die sich nicht begrenzt.«

Jörn Münkner über *Als ließen die Dinge noch mit sich reden*, literaturkritik.de

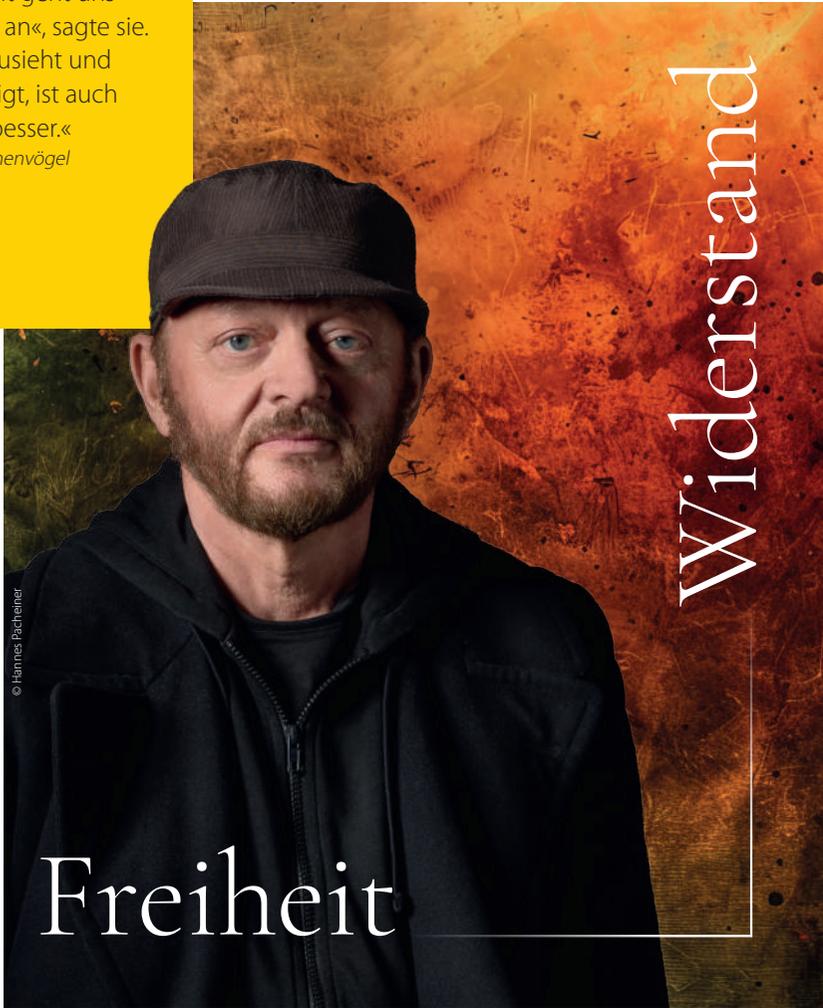


Christian Kortmann Mein Vater ist nicht gestorben Erzählung

12,5 x 20 cm | 160 Seiten
22,00 (D) / 22,70 (A)
978-3-7374-1248-3
6626-01291



»Das geht uns ja auch nichts an«, erwiderte er.
»Gewalt geht uns immer an«, sagte sie.
»Wer zusieht und schweigt, ist auch nicht besser.«
aus *Sonnenvögel*



DANIILA BESER

wurde 1995 geboren auf der Halbinsel Krim. Sie wuchs auf als Ukrainerin krim-deutscher Abstammung und lebt heute in Süddeutschland.

RICHARD MACKENRODT

geboren 1963 in Stuttgart, studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften in Erlangen. Seit 1991 lebt er als freier Autor in München und verfasste neben Romanen, Sach- und Kinderbüchern bisher Drehbücher für mehr als 20 Fernsehserien des Öffentlichen Rundfunks.

Ein bewegender Roman für Freiheit und Menschenwürde – und den notwendigen Widerstand gegen Gewalt und Herrschaft

Als 2014 russische Panzer auf die Krim rollen und ihre Mutter töten, folgt die ukrainische Studentin Daniila zunächst ihrem Gewissen und flieht dann zu Verwandten im Allgäu. Dort will sie ein Familiengeheimnis lüften: Was geschah mit ihrer Großmutter Viktoria, die vor 50 Jahren verschwand? Daniila entdeckt eine Spur, die nach Südafrika führt, und beschließt, dieser nachzugehen.

In den 60er Jahren flieht die Kasachstansdeutsche Viktoria über drei Kontinente, nachdem ein Streit mit ihrem gewalttätigen Mann eskaliert ist, und macht in Sambia ihren Kindheitstraum wahr, Giraffen zu sehen – doch ihre Tierliebe bringt sie in Konflikt mit dem Gesetz.

Hundert Jahre zuvor zettelt der Allgäuer Flößer Franz einen Streik an, um die Rechte seiner Zunft zu verteidigen und die Flößerwitwen versorgt zu wissen, und setzt dabei sein Leben aufs Spiel.

Im Deutschland der Nationalsozialisten sieht Offizier Henning von Tresckow, wie die Partei, die er einst wählte, das Land in eine Schreckensherrschaft stürzt, woraufhin er sich einem militärischen Widerstandskreis anschließt, der Attentate verübt.

In diesem mitreißend erzählten Roman ergeben die Handlungsstränge von vier außergewöhnlichen Menschen eine zentrale Botschaft: Wir müssen Mut zum Widerstand haben, um unmenschlicher Gewalt und Herrschaft entgegenzutreten!



456 Seiten
26,00 (D) / 26,80 (A)
978-3-7374-1251-3

Leseprobe

17

Viktorija

1962

Peter Beser hatte sich das Auto von Jakob Gering ausgeliehen, um seine Tochter abzuholen und für einen Besuch nach Konstantinowka zu bringen. Als Viktorija durch die Windschutzscheibe auf ihr Elternhaus blickte, bekam sie feuchte Augen, aber es gelang ihr, sich zusammenzureißen. Mutter kam herausgelaufen und half ihr, aus dem Auto zu steigen. Durch die Schwangerschaft hatte Viktorija ihre frühere Beweglichkeit eingebüßt. Seit zwei Wochen musste sie nicht mehr arbeiten, die Arbeit in der Kolchose war körperlich sehr fordernd, einer Hochschwangeren wollte man derartige Tätigkeiten in den letzten Wochen vor dem Geburtstermin nicht mehr zumuten. Fast ein Jahr lang war sie nicht mehr in ihrem Heimatdorf gewesen. Überall warteten sie, die Erinnerungen an Kindheit und Jugend, wohin sie den Blick auch schweifen ließ – obwohl sie zugleich zugeben musste, dass sich hier in den letzten Jahren eine Menge verändert hatte. Mama konnte gar nicht damit aufhören, Viktorias Bauch zu berühren, und war ganz aus dem Häuschen vor Vorfreude auf das Enkelkind.

Jakob Gering hatte vor einiger Zeit einen kasachischen Hydrologen angeheuert, um in der Tiefe des Bodens nach Grundwasser zu bohren. Bereits das erste Bohrloch unweit des Dorfes hatte das ersehnte Wasser gespendet. Wenige Wochen später gab es bereits eine ganze Reihe von Brunnen. Seitdem benutzte Gering dieses Wasser als Argument gegenüber der Verwaltung, um umfangreichere Viehherden und größere Felder zu bekommen. Um das Dorf herum hatte er, allen Bedenken zum Trotz, mehrere Teiche für die Zucht von Karpfen anlegen lassen. Dass das funktionierte, wurde in dieser kargen Gegend als Sensation angesehen. Gering ließ das Grundwasser prüfen und es stellte sich heraus, dass sich etliche Mineralsalze darin befanden. Er organisierte auf der Stelle den Bau einer Mineralwasserfabrik, die bereits jetzt, nach einem Jahr, zu den erfolgreichsten von ganz Kasachstan gehörte. Außerdem ließ er Gewächshäuser bauen, die innerhalb weniger Monate dafür sorgten,

dass das Dorf zehnmal so viel Gurken, Tomaten und Blumen produzierte wie vorher. Zusätzlich wurden derzeit eine Wurstfabrik und eine Ziegelmanufaktur gebaut.

»Das sind aber noch nicht seine verrücktesten Projekte«, erklärte Viktorias Vater. »Ab dem nächsten Monat lässt er Kamele züchten.«

»Kamele?«, fragte Viktorija nach. »Ich dachte, die leben nur im Süden von Kasachstan, Tausende Kilometer entfernt.«

»Jakob hat sich genau erkundigt, ob die hier gut zurechtkommen würden. Er verspricht sich von ihnen Fleisch und Wolle. Ihre Milch soll große Heilkraft besitzen. Er ist ein wirklich kluger Kopf, vor allem versteht er es, an der Inkompetenz der sowjetischen Planwirtschaft vorbei erstklassige Fachleute herzulocken. Ingenieure, Ärzte, Agronomen ...«

»Wie macht er das?«

»Gute Gehälter, attraktive Wohnungsangebote, Autos zur privaten Nutzung. So kommt es, dass in diesem so entlegenen Winkel der Welt kein Mangel mehr herrscht an hochqualifizierten Spezialisten. Und jetzt kommt das Beste. Halt dich fest: Konstantinowka bekommt einen Zoo!«

Viktorija hielt das für einen Witz. Aber es stimmte.

»Käfige und Zäune dafür werden schon gebaut«, berichtete ihr Vater. »Jakob will Tiere aus anderen Zoos herbringen lassen. Bären, Pfauen, exotische Schwäne, alles Mögliche.«

»Sag Bescheid, wenn es Giraffen gibt«, scherzte Viktorija.

»Dein Vater ist Jakob Gerings glühendster Anhänger«, erklärte ihre Mutter. »Er bedauert immer noch, dass er ihn nicht zum Schwiegersohn bekommen hat.«

Viktorija lächelte und ahnte unwohl, dass die Rede nun sicher gleich auf ihren Ehemann kommen würde.

»Warum ist Timur denn nicht mitgekommen?«, fragte die Mutter.

»Er hat seine Stelle verloren«, erwiderte Viktorija, »weil er mit dem Werkstattleiter aneinandergeraten ist. Jetzt soll er in der Kolchose arbeiten, für die ich auch tätig bin.«

»Nicht mehr als Mechaniker?«, fragte der Vater dazwischen.

»Darum bemüht er sich gerade. Die Kolchose ist sehr groß, hat einen beachtlichen Fuhrpark und viele Maschinen. Da muss ständig etwas repariert und gewartet werden.«

Ob daraus was wird, steht in den Sternen, dachte sie. Wissen ja alle, was er getan hat.

»Hoffentlich klappt das«, bemerkte der Vater. »Schließlich seid ihr bald eine kleine Familie.«

Anschließend musste er sich zu einer Besprechung mit Jakob Gering über den Bau weiterer Gewächshäuser verabschieden. Die beiden Frauen waren kaum alleine, als Hildegard auf das linke Auge ihrer Tochter deutete.

»Du hast es gut überschminkt, aber ich sehe es trotzdem. Ist es das, was ich denke?«

Viktoria nickte beschämt.

»Ach, Kind ...«, sagte die Mutter.

»Mama, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»So schlimm?«

Viktoria kramelte die Ärmel hoch. Auf ihren Armen zeichneten sich mehrere Hämatome ab.

»Ich dachte, wenn ich schwanger werde, hört es auf. Ich habe alles versucht, ich behandle ihn wie einen König. Trotzdem ist er nie zufrieden. Wirft mir vor, ich würde ihn nicht mehr lieben, er könne es in meinen Augen sehen. Nennt mich eine undankbare Schlampe. Er benutzt auch noch schlimmere Wörter.«

»Trinkt er?«

Viktoria nickte. »Kumys, Wodka, Bier. Aber dann wird es eher besser, denn davon wird er müde. Jetzt, wo er keine Arbeit hat, geht er oft auf die Jagd. Sein Vater hat ein Gewehr.«

»Darf er das denn?«

»Natürlich nicht. Sein Vater hat einen Jagdschein, aber er doch nicht. Und weißt du, was er gemacht hat?«

»Was?«

»Er kam in die Küche. Fragte mich, ob ich es vermisste, mit Tieren umzugehen. Ich hab ganz vorsichtig Ja gesagt. Er meinte, ich soll mal in den Garten gehen, da liegt was für mich.«

»Was war es?«

»Ein Maral-Junges, du weißt schon, ein Sibirisches Reh, fast noch ein Baby, unglaublich süß. Und unglaublich tot. Höchstens 20 Kilo schwer.« Viktoria musste gegen die Tränen kämpfen. »Er hat mir befohlen, es auszunehmen und daraus Gulasch zu machen. Er sagte, da kannst du mal wieder an einem Tier herum schnippeln, das machst du doch so gerne.«

Viktorias Mutter wurde blass. »Er weiß, wie sehr du Tiere liebst«, sagte sie leise.

»Mama, ich habe nicht die geringste Ahnung, wie ich mit diesem Mann ein Kind großziehen soll!«

»Wir müssen es Papa sagen.«

»Auf keinen Fall!«, widersprach Viktoria erschrocken.

»Timur hat ihm das Versprechen gegeben, dich gut zu behandeln. Das geht doch so nicht!«

Viktoria versuchte ihre aufgelöste Mutter zu beruhigen, hielt ihren Arm fest, sah sie eindringlich an. »Mama, nein. Papa darf nichts davon wissen. Timur ist jähzornig. In der Werkstatt hat er seinem Vorgesetzten den Arm gebrochen und ihm zwei Zähne ausgeschlagen, nur weil der ihn kritisiert hat für eine Reparatur, die er nicht hinbekommen hat. Versprich bitte, dass du Papa nichts erzählst.«

Hildegard Beser schwieg.

»Du musst es mir versprechen«, setzte Viktoria nach. »Bitte.«

Ihre Mutter nickte zwar widerwillig, sagte jedoch: »So kann es aber nicht weitergehen. Was willst du tun?«

»Ich lasse mich von ihm scheiden und komme hierher zurück«, erklärte Viktoria.

»Nach einer Scheidung bist du gebrandmarkt, das ist dir klar, oder? Alleinerziehende Mütter, die ihren Mann verlassen haben, auf die zeigen die Leute mit dem Finger.«

»Trenne ich mich nicht von ihm, werde ich irgendwann wahnsinnig. Wenn ich seine Wutanfälle denn überlebe. Und ich kann auf keinen Fall zulassen, dass er mein Kind schlägt. Wenn ich das Kindbett hinter mir habe, reiche ich die Scheidung ein.«

Zehn Tage später bekam Viktoria Wehen und gebar im ehelichen Schlafzimmer, mit Hilfe eines Arztes und einer Hebamme, einen gesunden Sohn. Timur war ganz aus dem Häuschen, liebte sich von seinen Eltern, die nun sehr stolze Großeltern waren, einen Fotoapparat, kurvte ständig um Viktoria und den Kleinen herum und knipste. Er nahm ihn auf die Arme, ganz vorsichtig, damit ihm ja nichts passierte, und drückte ihn sachte an sich. Timur war so liebevoll und zärtlich, wie Viktoria ihn schon sehr lange nicht mehr erlebt hatte. Auch zu ihr. Ständig fragte er, was er für sie tun konnte, braute Tee für sie, wechselte die Bettwäsche, sang kasachische Schlaflieder für seine beiden Liebsten. Viktoria fühlte sich auf seltsame Weise fast schon glücklich, sie liebte ihren Sohn und war verwirrt über die Liebenswürdigkeit, die ihr Ehemann auf einmal wieder an den Tag legte.

»Wir könnten ihm einen deutschen Namen geben, wenn du möchtest«, schlug er vor. »Schließlich hat er ja auch deutsches Blut und das wäre mal etwas anderes.«

Viktoria starrte vom Bett aus zu ihm hoch, als habe er in einer fremden Sprache gesprochen.

»Ist alles in Ordnung, Schatz?«, fragte er.

»Das ... ist eine wirklich liebe Idee«, stammelte sie.

Am nächsten Morgen fragte sie ihn, ob er auch mit einem skandinavischen Namen einverstanden wäre. Ihr schwebte einer vor, den sie schon immer sehr schön gefunden hatte. Timur hatte dagegen keine Bedenken.

So kam es, dass das Kind auf den Namen Olaf getauft wurde. Eine Taufe durchführen zu lassen war in Kasachstan zu Zeiten der Sowjetunion nicht gerade einfach, Timur machte es aber dennoch möglich, indem er einen früheren Priester zu sich nach Hause einlud, um dort außerhalb jeder Öffentlichkeit dem Kleinen eine Taufe zukommen zu lassen. Die Eltern des Brautpaares sowie die drei Brüder von Timur waren bei der kleinen Zeremonie zugegen, die Olaf, als er mit geweihtem Wasser bespritzt wurde, mit lautem Geschrei quittierte. Timur fand, dass *Olaf Omorov* einfach großartig klang – es sei ein unverwechselbarer Name.

Nach der Taufe suchte Hildegard Beser in der Küche mit ihrer Tochter unter vier Augen das Gespräch und fragte leise, was mit Timur geschehen sei, er sei so anders, als Viktoria ihn beschrieben hatte.

»Ich weiß, Mama«, erwiderte Viktoria. »Ich kann dir nicht sagen, ob ich mich darüber freuen oder es eher unheimlich finden soll. Vom Tag der Geburt an war es, als hätte man ihn ausgewechselt gegen den, der er früher gewesen ist.«

Viktoria hoffte so sehr, es würde so bleiben. Sie betete dafür, jeden Morgen und jeden Abend. Aber nicht alle Gebete werden erhört.

Nach drei Monaten fing Viktoria wieder an zu arbeiten. Einen längeren Mutterschaftsurlaub gewährte man ihr nicht. Der kleine Olaf blieb tagsüber bei Timurs Eltern, die sich liebevoll um ihn kümmerten. Den Posten als Mechaniker für die Kolchose hatte Timur nicht bekommen, stattdessen hatte man ihm eine Stelle im Schlachthaus zugewiesen, das ebenfalls Teil der Kolchose war. Er wurde nicht müde, sich darüber wortreich aufzuregen, kein Tag verging, an dem er die Apparatschiks, die ihm das eingebrockt hatten, nicht als Idioten bezeichnete. Viktoria war froh, dass er zu Hause nicht darüber redete, was er im Schlachthaus zu tun hatte. Natürlich war ihr klar, was im Gebäude am Ende des Geländes vor sich ging, aber sie versuchte es zu verdrängen. Und ganz sicher wollte sie keine Details erfahren.

Eines Abends bemerkte sie getrocknetes Blut auf seinem Handrücken. Timur sah, wie sie auf den Fleck starrte, und erklärte beruhigend, sie brauche sich keine

Sorgen zu machen, das sei nicht sein eigenes Blut. Er erwartete, Erleichterung in ihrem Blick zu erkennen, aber die blieb aus.

»Verstehe«, sagte er, »du bist gar nicht besorgt um mich. Dein Mitgefühl gilt dem Vieh. Sag, Viktoria, verachtest du mich für das, was ich tue?«

»Nein«, beeilte sie sich zu sagen. Und das war die Wahrheit. »Du hast dir das nicht ausgesucht«, fügte sie hinzu.

»Ja, das ist wahr«, erwiderte er. »Aber dir graut davor, stimmt's? Das tut es doch.«

Viktoria schwieg. Und durch die Stille klang ein lautloses Ja.

»Wenn dir graut vor dem, was ich tue, mein Schatz, dann graut dir auch vor mir.«

Viktoria hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte. Sie betete, das Baby würde im Nebenzimmer anfangen zu schreien, damit sie einen Grund hätte, dem Gespräch zu entfliehen, aber den Gefallen tat der Kleine ihr nicht.

»Du hältst dich für etwas Besseres«, erklärte er.

»Das tue ich ganz gewiss nicht«, sagte sie. »Wir alle tun nur das, was man uns befiehlt.«

Beim Abendessen sprachen sie nur noch über Olaf und wie entzückend er war, selbst dann, wenn er quengelte. Viktoria war froh, dass Timur über seine neue Arbeit nicht weiter ins Detail ging. Als sie später neben ihrem Mann im Bett lag, starrte sie mit weit geöffneten Augen in die tiefschwarze Dunkelheit und musste zugeben, dass er recht hatte: Ja, es graute ihr vor ihm. Und wie.

Am nächsten Tag, als sie im Stall den Boden schrubbte, kam ein Mann mit einem Klemmbrett herein und wollte wissen, ob sie Viktoria Omorova war. Er überreichte ihr einen Schein und wies sie an, sich damit umgehend im Schlachthaus zu melden.

»Warum?«

»Werden sie dir dort schon sagen. Geh einfach, du wirst erwartet.«

Das Schlachthaus war ein kastenförmiger, langgestreckter, roter Backsteinbau mit kleinen Fenstern. Sie wollte nicht hineingehen, alles in ihr sträubte sich dagegen. Sie wäre lieber davongelaufen, als auch nur einen Fuß in dieses Gebäude zu setzen. Aber sie musste. Sie hatte keine andere Wahl. Im Inneren waren die Wände weiß gefliest, der Boden bestand aus gegossenem Beton. Weiter hinten stand ein Arbeiter und reinigte den Boden mit einem Wasserschlauch. Von den Kuhställen war Viktoria einiges gewohnt, was Gerüche anging. Dort stank es stets nach Tierkot, daran hatte sie sich längst gewöhnt. Was ihr hier entgegenschlug, war eine ganz andere, geradezu betäubende Mischung. Es stank zwar auch nach Kuhscheiße, aber nicht nur. Es mischte sich auch ein Brodem nach

Verwesung mit hinein. Dazu die dampfende, warme Nässe, die in der Luft hing und ihr den Atem raubte. *So riecht Tod*, dachte sie und hielt sich eine Hand vors Gesicht. Als ob das etwas nützen würde. Ein Arbeiter kam auf sie zu.

»Viktoria Omorova?«, fragte er ohne ein Lächeln.

»Ja«, sagte sie. Zwischen diesen Mauern lächelte man nicht. Man hatte ja auch keinen Grund dazu.

Er nahm ihr den Schein ab und ging davon. Offensichtlich nahm er an, dass sie ihm folgen würde, also tat sie es. Schließlich bog er ab in ein kleines Büro, sie hinterher. Ein fast leerer Schreibtisch, zwei einfache Stühle.

»Was tue ich hier?«, fragte sie.

»Hat man Ihnen das nicht gesagt? Ab heute arbeiten Sie hier.«

Viktoria glaubte für einen Moment, dass etwas mit den Mauern nicht stimmte, weil der Raum immer kleiner zu werden schien und sie gleich zerdrücken würde. Der Mann redete weiter, aber sie hörte ihn nicht mehr. Bis er sie mit fragender Miene am Arm berührte. Da war seine Stimme auf einmal wieder da, so laut, als würde sie verstärkt werden: »Frau Omorova? Verstehen Sie, was ich sage?«

»Ich ... bin ein wenig verwirrt«, brachte sie hervor. »Warum kann ich nicht in den Ställen bleiben?«

»Das weiß ich nicht. Es ist eine Anordnung. Ab heute sind Sie hier. Herzlich willkommen.«

»Was muss ich tun?«, fragte sie ängstlich.

»Saubermachen«, erwiderte er. »Die Arbeit ist nicht schwer, Sie werden sehen.«

Viktoria versuchte sich einzureden, dass die Arbeit sich von der im Stall nicht sonderlich unterschied. Dort hatte sie auch saubergemacht. Nur dass es hier außer Tierscheiße auch Blut und Hirnmasse vom Boden zu schrubben galt. Es dauerte nicht lange, bis sie Timur über den Weg lief. Er trug ein ledernes Holster am Gürtel, aus dem etwas herausragte, das einem Fernrohr nicht unähnlich war.

»Willkommen im Schlachthaus, Liebling«, sagte er.

Sie wusste, dass sie es ihm zu verdanken hatte. Wer sonst sollte dafür gesorgt haben, dass sie den Arbeitsplatz wechseln musste?

»Jetzt bist du eine von uns«, erklärte er. »Willst du mein Bolzenschussgerät mal sehen?« Ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er es aus dem Holster und hielt es ihr vors Gesicht. »Natürlich würde ich lieber den Fuhrpark betreuen. Aber diese Dinger sind schon bemerkenswert. Die Wucht. Die Kraft. Man fühlt sich anders, wenn man es hält.« Er drückte ihr das Gerät einfach in die Hand. Viktoria war

überrascht, wie schwer es war. *Damit kann man jemanden erschlagen*, dachte sie. Er nahm es ihr wieder ab und sagte: »Heute Abend hätte ich Lust auf Fleisch.« Mit diesen Worten ging er davon und sie sah ihn den ganzen Tag lang nicht mehr.

Es gab noch ein paar weitere Frauen, die hier arbeiteten. Ihnen war, genau wie auch den meisten Männern im Schlachthaus, ein stumpfer Blick zu eigen. Sie grüßte, wen auch immer sie traf, und nannte ihren Namen. Antwort bekam sie nur von den wenigsten. Nach Ende der Schicht wusch sie sich so lange, dass die Frau am Waschbecken ihr sagte: »Das kannst du dir sparen, Kindchen. Was immer du runterkriegen willst, nimmst du trotzdem mit nach Hause.«

Vor dem Gebäude wartete Timur auf sie. Es war schon dunkel und es regnete. Wie alle anderen zogen sie ihre Mützen tiefer und stellten die Kragen auf. Der Nachhauseweg von der Kolchose war ein längerer Gang. Lange Zeit sagte keiner von ihnen etwas. Bis Timur das Schweigen brach: »Jetzt bist du nichts Besseres mehr«, sagte er. »So schnell kann das gehen.«

Sie dachte wieder über Scheidung nach. Tag und Nacht tat sie das. Aber sie wusste noch nicht einmal, wohin man gehen sollte, wenn man sich scheiden lassen wollte. Und wen sollte sie fragen, der es nicht sofort Timur erzählen würde? Höchstens ihre Eltern, aber die hätte sie anrufen müssen, und Timur hatte kein Telefon. Und was würde er tun, wenn er von ihren Plänen erführe? Sie war verzweifelt und der einzige Trost, den sie noch fand, lag darin begründet, dass sie ihren Sohn liebte, wie sie noch nie irgendjemanden oder irgendetwas geliebt hatte. Sie klammerte sich an ihn, sie glaubte mit ihm zu verschmelzen, wenn sie ihn stillte, wenn sie seine Wärme spürte, wenn er mit selbigem Gesicht in ihren Armen lag und schlief. Jeden Morgen schleppte sie sich ins Schlachthaus, schrubbte Blut, Hirnmasse und Scheiße weg und spritzte am Ende alles sauber, so dass man die weißen Kacheln fast schon wieder für unschuldig hätte halten können. Das Leben war von Anfang an eine schmutzige Lüge, man zahlte ein auf Wachstum und ein wenig Glück, doch ausbezahlt bekam man Niedergang und Schmerz. Als die größte und einzige Gnade ihrer Arbeit empfand Viktoria den Umstand, dass sie nicht dabei war, wenn getötet wurde. Die Putzfrauen kamen erst, wenn die Tiere nicht nur tot, sondern auch schon hinausgebracht worden waren. Aber die Schreie, die hörte sie. Und den kurzen, dumpfen Laut, der aus dem Ding kam, das aussah wie ein Fernrohr. Manchmal war es mehr als nur einmal zu hören, denn die Betäubung einer Kuh gelang nicht immer beim ersten Versuch.

Das Schlachthaus war ein Arbeitsplatz aus der Hölle, aber nach zweieinhalb Wochen hatte Viktoria sich dennoch auf eine gewisse Weise daran gewöhnt. Sie fragte sich, ob ihre Augen auch schon so stumpf waren wie die der anderen. Viktoria beseitigte die Rückstände einer eben erfolgten Tötung, bei der offensichtlich einiges schiefgegangen war. Nach der Betäubung mit dem Bolzenschussgerät, das den Schädel eines Rindes zertrümmerte, erfolgte stets der Brustschnitt, der es tötete und ausbluten ließ. Der musste völlig misslungen sein, sonst hätte Viktoria nicht so viele Gedärme zu beseitigen gehabt. Sie war noch dabei, mit dem Schrubber aus dem ganzen Zeug einen schleimigen Haufen zu bilden, als Timur auf sie zukam.

»Komm mit«, sagte er nur.

Sie zögerte, weil sie noch nicht fertig war.

»Na los, komm mit«, wiederholte er. »Das kannst du anschließend fertigmachen.«

Viktoria gehorchte und folgte ihm. Er führte sie in einen Schlachtraum, in dem eine Kuh stand, fixiert mit dem üblichen Geschirr, damit sie nicht umherlaufen konnte. Viktoria erstarrte.

»Warum zeigst du sie mir?«, fragte sie. Ihre Stimme zitterte wie ein Blatt im Wind.

Statt einer Antwort drückte er ihr, nun schon zum zweiten Mal, das Bolzenschussgerät in die Hand.

»Nein«, sagte sie.

»Du musst nur den Abzug ziehen, sonst nichts. Ist schon entsichert. Ist kinderleicht.«

»Nein«, wiederholte sie leise.

»Doch, doch«, versicherte er ihr mit gewohnt ruhiger Eindringlichkeit. »Ich zeig dir, wie's geht. Halte es mit beiden Händen. Du setzt es mitten auf den Kopf. Und zwar hier.« Er legte der Kuh zwei Finger auf die Mitte der Stirn. Das Tier zuckte zurück. Es zitterte vor Angst und muhte kläglich.

»Sie fürchtet sich«, sagte Viktoria.

»Und du kannst das beenden«, stellte Timur fest. »Wirst es beenden.«

Viktoria machte noch immer keine Anstalten, seinen Anweisungen nachzukommen.

»Je länger du dich weigerst, desto länger muss sie leiden. Und du auch.«

Viktoria liefen Tränen übers Gesicht. Sie zitterte nun genau wie das Rind.

Auf einmal wurde Timur sehr viel lauter: »Jetzt schieß dem Vieh endlich in den beschissenen Kopf, verdammt nochmal!«

Viktoria versuchte das Gerät anzuheben, aber ihre Muskeln fühlten sich an, als hätten sie sich verflüssigt, sie schaffte es einfach nicht.

»Himmel nochmal«, sagte Timur, umklammerte ihre Hände, zog Viktoria mit-samt dem Bolzenschussgerät zu der Kuh und presste das Ende des Laufs gegen deren Stirn. »Jetzt schieß!«

In Viktorias Ohren dröhnte es laut.

»Schieß endlich!«

Sie hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren.

»Na los!«

Dann drückte sie den Abzug.

Textauszug aus *Sonnenvögel*

Freiheit

Daniila Bese |
Richard Mackenrodt
Sonnenvögel
Roman

12,5 x 20 cm | 456 Seiten
26,00 (D) / 26,80 (A)
978-3-7374-1251-3
626-01294





»ICH BIN HINGERISSEN VON DEM TON, DEN FIGUREN,
DER GESCHICHTE! DIESER TEXT, ER SWINGT.«

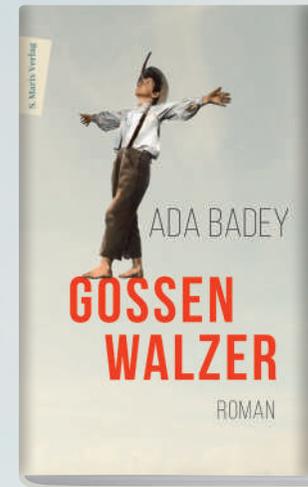
ASTRID ROTH, JURYMITGLIED DES DEUTSCHEN HÖRBUCHPREISES

ADA BADEY

ist Autorin, Sängerin, Schauspielerin und Trauerrednerin. Geboren und aufgewachsen im Ruhrgebiet, arbeitete sie zehn Jahre beim Sozialamt und machte eine Schauspielausbildung in Hamburg. Sie schreibt Kabarettprogramme und Songs für deutsche Klein- und Groß-

kunstbühnen. Für den Roman *Strom auf der Tapete* erhielt sie 2019 gemeinsam mit Claudia Kühn den Peter-Härtling-Preis und war zudem für den Oldenburger Kinder- und Jugendliteraturpreis nominiert. Für *Gossenwalzer* wurde sie 2022 mit einem Autorenstipendium im Schreibhain Berlin ausgezeichnet.

Der Sommer, in dem Tilda das
Familiengeheimnis aufdeckt, ein
Feuer legt und ihre erste Liebe verrät.



Ada Badey

Gossenwalzer
Roman

12,5 x 20 cm | 192 Seiten

22,00 (D) / 22,70 (A)

978-3-7374-1249-0

626-01292

Wann ist Fantasie nur Lüge – und was passiert, wenn daraus Wirklichkeit wird? Die dreizehnjährige Tilda schafft sich zu Hause, im engen Kosmos einer Arbeitersiedlung, ihren eigenen Lebensraum. Seit Tildas Mutter beschlossen hat, das kleine Haus nicht mehr zu verlassen, ist es an Tilda, ihr Bericht zu erstatten. Dabei ist die Mutter nie um ein scharfzüngiges Urteil und eine Merksatz-Lebensweisheit verlegen. Allmählich wird klar, dass alle im Dorf – Schrauben-Sigi, Lügen-Hilde und der Büchermann – in ein altes Geheimnis eingeweiht zu sein scheinen, über das niemand sprechen will. Die junge Tilda, die »Randnix«, fügt sich in dieses allgemeine Schweigen nicht: Sie bahnt sich mit ihrem Fantasiefreund Huckleberry Finn einen eigenen Weg, schreibt Notizbücher voll und zieht ihre Schlüsse. Aber als ein junger Intellektueller in der Siedlung auftaucht, geschieht ein Mord und man beschuldigt Tildas Onkel Sigi. Um ihn zu entlasten, trifft Tilda eine folgenschwere Entscheidung.

Gossenwalzer erzählt davon, wieviel Kraft, Irrwege und Liebe es braucht, um genau hinzusehen, nicht locker zu lassen und den Mut zur eigenen Stimme zu finden.

LESEPROBE

Ginkgo-Bäume und Herr Brockmann im Schnee

An einem Tag im Dezember, einem nebeligen, schneebedeckten Tag, zog ich mit meinem Schlitten durch unsere Siedlung zum Friedhof.

Am Rand der Straßen standen unsere Bäume. Wie immer. Wie immer schaute ich sie zu jeder neuen Jahreszeit genau an.

Alles Schneebedeckte sieht schön aus. In diesem Jahr fielen schwere, große Schneeflocken, als hätte der Winter die Augen aufgeschlagen und wolle all den Schnee loswerden, den es in den Jahren davor nicht gegeben hatte.

Eigentlich sind Bäume dazu da, die Luft gut zu machen, aber die Früchte dieser Bäume stanken im Sommer. Meine Mutter sagte dazu: »Als ob jemand die Straße vollgekotzt hat. Da hat der Pflanzmeister aber richtig Scheiße gebaut.« Dabei schaute sie in den Himmel und verdrehte die Augen. Wahrscheinlich war sie der Meinung, Gott sei der Pflanzmeister und *der* hatte mal wieder Scheiße gebaut. Jeder wusste, dass sie von Gott nicht viel hielt.

»Es riechen nur die weiblichen Bäume«, erklärte meine Mutter und rümpfte die Nase. Sie fand, das sei eine Unverschämtheit, ohne Sinn und typisch für den Pflanzmeister. Aber ich dachte, vielleicht gab es vor Millionen von Jahren noch gar keinen Gott.

Ich zog den Schlitten in die Nähe des Friedhofs, dorthin, wo Onkel Sigi Gudrun gefunden hatte. Da, wo ich gelegen hatte und ihr nah sein wollte. Und auch heute, als der kälteste Winter seit vielen Jahren einzog, sah ich Gudruns Vater mit seinem verrosteten Mofa dort herumfahren. Er bemerkte mich nicht, er sah bleich aus, mager. Seine Haare, die mal schwarz gewesen waren, klebten nass und deprimiert an seinem Kopf. Seine Kinder waren jetzt in einem Heim, er redete nur noch mit sich selbst, niemand interessierte sich für ihn. Niemand hörte ihm zu. Mit der Zeit war er immer abgerissener geworden.

Sein Mofa stellte er an einen Baum. Er setzte sich auf eine Bank, die Bank am Rande der Kitzelbüschchen, dort, wo auch ich oft saß, wenn ich für mich sein wollte und trotzdem nicht allein.

Es war meine Bank, denn dort hatte ich im Sommer manchmal mit Huckleberry Finn gegessen und in den Himmel geschaut. Dort auf dieser Bank hatte er mich gefragt, ob die Sterne am Himmel von irgendjemandem erfunden worden waren. Oder ob der Mond die Sterne am Himmel vielleicht *abgelegt* hat. So wie die Hühner ihre Eier legen.

Jetzt stand ich dort ohne Hucky mit meinem Schlitten an einem Baum und es fielen dicke Schneeflocken, die aussahen, als hätten sie noch was vor. Ich ließ Herrn Brockmann, wo er war, und ging nach Hause.

Füße stillhalten

Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und erzählte meiner Mutter, dass ich von Greimlich *nicht* auf dem Fahrrad gesehen hatte, sondern zu Fuß. Ich musste es ihr sagen. Es ging nicht anders. Sie starrte mich an. »Na und«, fauchte sie. »Was willst du jetzt tun? Alles zurücknehmen? Warum? Wegen der Gerechtigkeit? Gudruns Fahrrad war in der Nähe der Kitzelbüschchen abgestellt. Er *muss* es genommen haben. Es war schließlich in seinem Keller.« Und als ich nichts sagte: »Jetzt nur nicht blass werden. Jetzt nur keine Seelengröße. Hör mir mal genau zu, Tilda. Füße stillhalten! Du machst jetzt keinen Rückzieher. Sonst landet Onkel Sigi wieder im Knast.« Meine Mutter holte tief Luft.

»Es ist jetzt nicht mehr zu ändern. Es ist so, wie es ist. Basta. Not kennt kein Gebot. Und, Tilda, jetzt würde man *dir* sowieso nicht mehr glauben. Einer Eins-A-Fahrrad-Lügnerin! Also, Klappe halten, Tilda, mach dir keinen Kopp. Der von Greimlich wird bald wieder entlassen. So ist das in Deutschland. Mach dir um den keine Sorgen. Wenn der wieder raus ist aus dem Knast, dann soll er endlich in den Osten und kann *dort* mal weitermachen mit Junge-Mädchenschwängern. Dieser von Greimlich ist ein einziges Täuschungsmanöver. Ich hab' das immer schon gespürt. Der ist jetzt mal weg vom Fenster. Da hat er mal was nachzudenken.«

Ich glaubte ihr nicht und dachte kurz, dass auch sie, dass auch meine Mutter eine Eins-A-Lügnerin war.

»Was guckst du denn?«, schrie sie weiter. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten, Tilda, Klappe halten oder sagen, was man wirklich meint. Alles andere ist verlogen.«

Wenn alle Menschen sich daran halten würden, wäre es viel ruhiger insgesamt. Merk dir das. *Ich* habe mich immer daran gehalten, Tilda!»

Ich dachte an Elli und die Geschichte, die sie mir erzählt hatte. Und ich dachte, jetzt wird meine Mutter mir die Geschichte erzählen. Jetzt wäre doch ein guter Zeitpunkt. Aber sie sagte nichts mehr.

Ein paar Wochen später wusste ich, dass sie mit »Klappe halten« gar nicht die alte Klohäuschengeschichte gemeint hatte. Sie meinte etwas anderes.

Wenn sie nicht vorgehabt hätte, ohne mich zu gehen, wenn sie nicht geschwiegen hätte, hätte sie vielleicht so etwas gesagt wie: »Pack deinen Koffer, Tilda«, sie hätte gesagt, »wir fahren. Morgen früh.«

»Wohin?«, hätte ich gefragt.

Und sie hätte gesagt: »Pack einfach«, das hätte sie gesagt. Hat sie aber nicht. Sie hat gar nichts gesagt. Die ganze Nacht nicht. Sie hat die ganze Nacht gepackt. Ich habe es gehört und mich gefragt, wann meine Mutter aus ihrem Zimmer kommt, und mir sagt, dass auch ich packen soll. Wann sie kommt, habe ich mich gefragt, mit der Zigarette im Mund, und sagt: »Tilda komm, mach voran, du musst packen.«

Sie hat aber nichts dergleichen gesagt. Ich habe mir gewünscht, dass meine Mutter etwas sagt. Irgendetwas. Ich habe es mir vielleicht zu leise gewünscht. Und ich bin immer kälter geworden, innen drin, als ich in der Nacht, in der meine Mutter ihre Koffer packte, pulend auf dem Sofa saß und wartete.

Letzte Karte

Irgendwann begann wieder alles normaler zu werden. In unserer Siedlung, am Rande des Fußballplatzes und im Kaiserhof sprach man wieder über etwas anderes als über die tote Gudrun.

Ein paar Tage, bevor meine Mutter das Weite suchte, stand der alte Postbote mal wieder unter unserem Fenster: »Na, schöne Frau«, rief er meiner Mutter zu. »Soso, Havanna mal wieder. Sie haben es ja faustdick hinter den Ohren.« Der Postbote lachte über seine eigenen Worte.

Er stand unterm Fenster mit seinem uralten Fahrrad und hielt eine lädierte Postkarte in der Hand. »Gnädige Frau, lange war Sendepause, aber heute, an diesem kalten Tag im Januar ein bisschen Wärme für Sie. Pünktlich wie die Kesselflicker. Drücken Sie diese Karte an Ihr großes Herz, freuen Sie sich des Lebens. Sie

werden es nicht glauben, ich habe die Karte beim Gassigehen am Kanal in den Büschen flattern sehen. Oh ja, *Ihre* Post war auch von meiner Vertretung entsorgt worden. Aber jetzt, wo das Grün verschwindet und der Sommer vorbei ist, glaube ich, die Karte, sie will zu Ihnen.«

Meine Mutter in ihrem zu groß gewordenen Kittel zog an ihrer Zigarette und lachte: »Gut, hervorragend. Sehr gut, dass Sie wieder auf Sendung sind. Gut aussehen plus mittlere Reife reichen eben nicht. Man muss schon wissen, wo die Briefkästen hängen.«

Unser alter Postbote trug eine Weile eine Perücke, die schlecht saß. Sie rutschte auf seinem Kopf hin und her. »Irgendwann fliegt das Ding in den Fluss, und das ist auch gut so. Besser eine ehrliche Glatze als eine Perücke, die aussieht wie ein Opossum auf Futtersuche. Warum sagt ihm das denn keiner?«, rief meine Mutter.

Jetzt aber hatte er wieder ein paar eigene Haare, reichte meiner Mutter die Karte durchs Küchenfenster und fuhr schon weiter. »Ade, Ade! Scheiden tut nicht weh.« Er lachte im Wegfahren, und sein altes Fahrrad quietschte.

Nachdem meine Mutter lange auf die Postkarte geschaut und sie immer wieder in alle Richtungen gedreht hatte, legte sie sie auf den Küchentisch und ging in ihr Zimmer.

Ich las: *Liebste. Ich denke an Dich. Bis ganz bald. Dein Udo*

Und ich dachte daran, was meine Mutter gesagt hatte: »In unserer Familie sind alle viel zu gut.«

Kann ja sein. *Ich* nicht.

Ich nicht und Huckleberry Finn auch nicht.

Der Postbote

Ich kannte die Strecke des Postboten und folgte ihm. Das machte ich oft. Der Postbote und seine Briefe, die gaben mir ein Gefühl, als gehörte ich dazu, und so war ich ein bisschen mehr bei den Menschen. Ja, ich war irgendwie dabei und hatte trotzdem meine Ruhe.

Die Briefkästen in unserer Siedlung waren vorne am Zaun befestigt, und ich malte mir gerne aus, welche Vorgärten welche Briefe bekämen.

An dem Tag, als der Postbote meiner Mutter die Flatterkarte gegeben hatte, bin ich eine Weile neben ihm hergelaufen. Ich hatte einen Brief an die Knubbelkopffrau geschrieben:

Liebe Dame!

Ich habe ein paar Fragen, wichtige Fragen nach Ihrem Leben und dem Knubbel auf ihrem Kopf. Wie alt sind Sie wirklich? Und wieso ist er da. Der Knubbel. Und seit wann? Der Briefträger sagt, dass Sie einmal eine schöne Frau gewesen sind und dass Sie viel erlebt haben.

Wie heißt Ihre Katze, und warum schaut sie so griesgrämig? Sind Sie glücklich? Ich frage, weil Sie immer alleine sind.

Sicher haben Sie die Gudrun gekannt, die Gudrun, die jetzt tot ist. Ich habe der Polizei gesagt, was ich gesehen habe. Das meiste stimmt. Ich habe gelogen, und dann wurde es wahr. Nur ein bisschen habe ich gelogen. Das Fahrrad wurde ja wirklich in Udos Keller gefunden. Also war es vl. eine ›ausversehene Wahrheit‹, oder? Das kann es geben. Und zwar gar nicht so selten. Oder was meinen Sie?? Früher, also damals, wurde ja auch schon gelogen. Wussten auch Sie davon? Haben Sie gewusst, von wem die Schreie aus dem Klohäuschen waren, damals?

Glauben Sie auch, dass der Udo von Greimlich bald entlassen wird?

Ich freue mich auf Ihre Antwort.

Ihre Tilda / P.S. Vermissen sie nicht etwas?

Der Postbote lächelte, als ich ihn fragte, ob ich sein Fahrrad schieben dürfe: »Nee, das Ding ist zu schwer für dich, Tilda. Da sind schon ganz andere dran gescheitert.«

Ich habe ihn gefragt, ob es jemanden gibt, der der Knubbelkopffrau etwas zu essen bringt, die Katze füttert und bei ihr sauber macht. Oder ihr mal was vorliest. Diese Fragen standen nicht in meinem Brief.

Er hörte mir aufmerksam zu, nickte und sagte erst mal nichts. Zwischendurch blieb er immer mal stehen und sortierte seine Briefe nach Straßen. Als wir vor dem Haus der Knubbelkopffrau standen, meinte er: »Die Elsa ist hier in diesem Haus geboren. Sie war aber mal für eine Weile weg. Als sie zurückkam, hat sie sich nicht mehr zurechtgefunden. Aber das ist lange her.«

Ich gab ihm meinen Brief und er fragte: »Willst du ihr den nicht selber geben? Durch die Tür, meine ich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es soll eine Überraschung sein.«

Tildas Mutter geht

Ein halbes Jahr, nachdem Gudrun erschlagen worden war, an einem kalten Tag im Februar, stand meine Mutter in einer leichten Sommerjacke, einem Koffer und einem kleinen, billigen Strohhut auf dem Kopf am Herd in unserer Küche. Der Herd war ausgeschaltet.

Ihre Zigarette im Mund wippte im Takt ihrer Worte. »Hör zu Tilda, hör genau zu«, sagte meine Mutter, »ich gehe jetzt, und du bleibst hier. Es geht nicht anders.« Sie machte eine kleine Paffpause. »Weißt du, Tilda, plötzlich steht man da, alt, krank, das Hemd grün und hinten offen. Und zwar schneller, als man gucken kann, steht man da. Das ist keine Option für mich, damit das mal klar ist.«

Als sie weitersprach, wurden meine Ohren taub. Meine Ohren schlossen sich wie die Nachtkerzen in unserem Hof, wenn es hell wird. Trotzdem konnte ich alles ganz genau verstehen.

»Bring mich zum Bahnhof, Tilda. Und erzähl niemandem davon. Bring mich zum Bahnhof, und dann geh zurück in die Wohnung. Setz dich an den Küchentisch, und merk dir alles. Präg dir alles genau ein. Du wirst dich später erinnern wollen. Es ist wichtig, sich zu erinnern, von innen heraus. Die Reihenfolge ist egal. Onkel Sigi wird dich holen.«

Sie sah mich an. Kein Lächeln, kein Zorn, nur ein Gesicht mit sehr dunklen Augen. Als hätte jemand ihre Gefühle entführt.

Sie warf noch einmal einen Blick in ihr Zimmer, das Zimmer, das ich nie betreten durfte, das Zimmer neben der Küche, und wir gingen aus dem Haus, das Haus, das meine Mutter seit Jahren nicht mehr verlassen hatte.

Es war heller Tag, und die Sonne schien.

Ich lief neben ihr her, ich schaute immer wieder an ihr hoch, sie war noch ein paar Zentimeter größer als ich. Meine Mutter schaute geradeaus. Irgendwann setzte sie eine Sonnenbrille auf und nahm meine Hand. Sie nahm meine Hand wie etwas, mit dem sie sich auskannte.

Als wir am Bahnhof ankamen, fiel ein leichter Schnee. Er sah aus, als würde ihn der Himmel schicken.

Meine Mutter und ich, wir waren die einzigen Menschen am Gleis. Ich begann zu zittern, ich hatte keinen Mantel an. Meine Mutter trug diese leichte, weiße Sommerjacke. Sie stellte sich ein wenig abseits und holte eine Zigarette aus ihrer Jackentasche. Sie sah mich an. Als ich noch klein war, erzählte meine Mutter mir Geschichten. »Mama«, bat ich sie immer, »erzähl mir eine Geschichte, eine aus deinem Mund, nicht aus einem Buch.« Es waren Geschichten, die mich trösteten

und nach warmer Suppe schmeckten. Anders als diese Geschichte, die meine Mutter jetzt erzählte, als sie die Augen zusammenkniff:

»Tilda, du frierst nicht. Wenn man nicht will, friert man nicht, merk dir das. *Das* ist wichtig für dich. *Ich* bin nicht wichtig, verstehst du? Und jetzt hör zu. Ich bin deine Mutter. Das bleibt auch so. Du, Tilda, du bist in Ordnung. Du bist normal. Außergewöhnlich normal. Du bist die einzig richtige Wahrheit, die es gibt. Mach, was du für richtig hältst. Egal, was andere dir erzählen, scheiß drauf, versprich mir das.«

Sie zögerte: »Schlimmstenfalls legt man sich eine Kunstfellstola zu, eine Mondscheinkrankheit oder was anderes, aber man ist raus aus dem Spiel, das muss man wissen, verstehst du? Man muss wissen, wann man verloren hat, Tilda. Und noch was: Das mit dem Schreiben in deine Notizbücher, das gefällt mir nicht, Tilda. Schreiben, das ist, als würdest du dich durch tote Fliegen wühlen. Wenn man so viel liest wie ich, weiß man sowas.« Meine Mutter, schmal und leise, so, wie ich sie nicht kannte, war jetzt vollständig in ihren Zigarettenqualm eingehüllt.

Als ich nichts sagte, ihr nichts versprach, gar nichts, sagte sie: »Als du klein warst, wolltest du im Zirkus auftreten und mit Pferden jonglieren. Das war ein wirklich guter Plan. Und jetzt geh nach Hause. Geh erst in die Küche, dann in mein Zimmer, schau dir alles an. Und wenn Onkel Sigi dich holt, hier, gib ihm meine Kippen. Er soll endlich das Rauchen lernen.« Sie hielt mir ihre volle Zigarettenpackung hin.

Sie nahm sich noch drei Zigaretten heraus, lächelte und sagte laut, wie früher, als sie immer alles laut sagte: »Du solltest sie nicht tragen, Tilda, nie. So eine Kunstfellstola ist immer nur eine Krücke, merk dir das. Gib sie ihr zurück, hörst du! Du schaffst das auch so.«

Das war der letzte der vielen Merksätze meiner Mutter. Ich nickte.

Wir sagten nichts mehr, ich fragte nichts, ein paar Minuten standen wir so da und es hörte langsam auf zu schneien. Wir schauten uns nicht an, ich hätte ihre Augen auch nicht sehen können.

Ich schaute nach oben in die Sonne und es war kalt. Meine Hände wurden blau.

Der Zug fuhr ein, meine Mutter zog kräftig an ihrer Kippe, nahm die Brille ab und sah mich noch einmal kurz an. Für einen Augenblick sah ich diesen verwilderten Blick, den sie manchmal hatte, wenn sie nicht in dieser Welt war. Sie blies mit dem Zigarettenrauch eine Haarsträhne weg und warf die Kippe zwischen die Gleise. Die Sonnenbrille warf sie hinterher.

Meine Mutter nahm die Koffer, setzte den Strohhut auf und stieg in den Zug. Ich lief dem anfahrenden Zug hinterher.

Der Zug aber fuhr einfach weiter.

Die Sonne schien, es war Februar, es war kalt und es hatte aufgehört zu schneien.

Vielleicht aber auch nicht.

Bevor ich zurück in die Wohnung ging, lief ich zum Fluss. Obwohl es kalt und Winter war, sah ich Huckleberry Finn dort in der Sonne sitzen. Ich hatte ihn lange nicht gesehen. Er trug keine Schuhe, und er zitterte nicht. Sein Hut klemmte zwischen seinen Füßen. Ich setzte mich neben ihn und legte meinen Arm um seine Schulter. »Du frierst nicht, Hucky, wenn man nicht will, friert man nicht, verstehst du?«

Ich sagte es ganz leise und versuchte, so zu gucken wie Onkel Sigi, wenn er mir sagte, dass meine Mutter ihre Wollmäusetage hat und wir ganz vorsichtig sein sollten. Ich sagte es mit Onkel Sigis grünen Augen und seiner sanften Stimme. Huckleberry Finn und ich, wir saßen so, wie wir früher oft gesessen haben.

»Hör genau zu, Hucky. Ich gehe weg für immer. Es muss sein, geht nicht anders. Meine Mutter und Onkel Sigi wissen nichts davon, und ich werde auch nicht mit ihnen darüber sprechen. Sie würden es nicht verstehen. Meine Mutter wäre am Boden zerstört und würde glauben, es sei ihre Schuld. Auch Onkel Sigi würde sich furchtbare Sorgen machen und mir sagen, dass ich noch nicht so weit sei. Er würde sagen: *Bleib, Giraffe, geh nicht. Du musst noch ein bisschen auf die Weide. Ist noch zu früh.*«

Huckleberry Finn schaute aufs Wasser, als ich weitersprach.

»Aber wenn ich erstmal weg bin, werden sie begreifen, dass es nicht anders ging. Sie werden ihr Leben weiterleben, ohne mich, sie werden an mich denken und wissen, dass man manche Dinge einfach nicht verstehen kann. Und genau so machst du es auch. Du machst einfach weiter. Versprich mir das.« Es tat mir gut, so viel zu reden, und es fühlte sich richtig an.

Huckleberry Finn schaute mich an. Er sah normal aus und gleichzeitig wie jemand, der etwas Schlechtes gegessen hat und damit nicht rechnen konnte. Irgendwann stand er auf. Erst schaute er lange auf den Fluss und dann genau so lange auf mich. Er gab mir seine Pfeife, drehte sich um und ging. Eine Weile stand ich noch da, schaute in den Himmel und warf die Pfeife in den Fluss.

Ich setzte mich ins Gras und in meinem Bauch wurde es warm.

Ich packte ein bisschen Wiese in die Unterhose und sah Hibiskusblüten an meinen Beinen herunterranken. Darüber musste ich lächeln. Ich ging zurück in unsere Wohnung, machte mich gründlich sauber und setzte mich an den Küchentisch. Ich sah mir alles ganz genau an. Den Tisch, den Herd, das Waschbecken, in dem meine Mutter abwechselnd Kartoffeln und ihre BHS gewaschen hatte. Das Waschbecken, an dem Onkel Sigi sich jahrelang rasiert und »Rot ist die Liebe« gesungen hat. Das Sofa, auf dem sie oft gelegen hat und aus dem an ihren Wollmäusetagen der Zorn kroch.

An dem Tag, als meine Mutter in den Zug gestiegen ist, entschied ich mich, dass ich daran nicht sterben würde. Nicht daran und auch nicht an allem anderen. Es schien alles normal zu sein, nur dass ich zum ersten Mal meine Tage bekommen hatte, meine Mutter nicht mehr da war und die Tür zu ihrem Zimmer offenstand.

Ich setzte mich auf ihr Bett. Ich schaute mich um. Alles war aufgeräumt, sauber. Die Postkarten waren weg. Es waren winzige Löcher an der Wand ihres Bettes, die Löcher von den Heftzwecken der Postkarten von Udo von Greimlich. Ich schaute sie mir lange an. Ich kniete mich auf das Bett meiner Mutter, das fein säuberlich abgezogen war, in dem Zimmer, das nach nichts roch. Ich schaute sie mir genau an. Die Löcher.

Löcher. Löcher, so klein wie winzige Ameisengräber. Wenn es überhaupt nach irgendetwas roch in dem Zimmer, dann roch es nach den Löchern in den Wänden.

An dem Tag, als meine Mutter in den Zug gestiegen ist, legte ich mich auf ihr Bett. Dort lag ich drei Tage. Ich schlief nicht. Die Einsamkeit meiner Mutter, ihre Einsamkeit und ihre Lügen, waren zu meiner Mitgift geworden. Und dieses Gift war es, was in meine Kleider kroch. Ich zog mich aus. Nackt, ich fror nicht. Aber dieses Gift kroch unter meine Haut, langsam, über Stunden und Tage. Es roch nicht gut. Es roch wie die Früchte der Ginkgobäume.

Ich begann mich zu erinnern. Ich erinnerte mich an die Sonne im Garten der Knubbelkopffrau, und dass ich ihr die Stola nie zurückgegeben hatte, weil sie vorher starb. Ich erinnerte mich an die dicke Katze, an das Waisenhausmädchen auf dem Fußballplatz, an den Geruch von *Badedas* und an die Stelle, an der die tote Gudrun lag, wo auch ich gelegen hatte. Ich erinnerte mich an den kleinen Weg am Fluss, wo ich den Manschettenknopf gefunden hatte, an meine Mutter und den Unterrock mit dem Fettfleck unten links. Ich erinnerte mich an ein dickes Gespenst, erinnerte mich an Elli, wie sie vor dem Klohäuschen stand. Und ich erinnerte mich an den rostroten Herrn Brockmann, an die

Bank, wo er saß, an den Schnee. Ich erinnerte mich an das Zigarettenlied des Kommunisten, und ich erinnerte mich an Gudruns Brille, die mit Kaugummi geklebt war.

Ich erinnerte mich so lange, bis ich mich nicht mehr bewegen konnte. Ich aß nicht. Ich trank nicht.

Es wurde Nacht, es wurde Tag. Ich hörte ein Geräusch, es hörte sich an wie ein sich aufbäumendes Tier, schwach und in Gefangenschaft. Ein Tier, das versucht, kein Geräusch zu machen. Das war ich.

Am dritten Tag stand ich auf und legte mich ein paar Stunden in heißes Wasser. Danach legte ich mich eine Weile draußen in den Schnee. Das Gift floss in den Schnee, den armen Schnee, der sich schwarz färbte und schrie. Als er nicht mehr schrie, der arme, kohlschwarze Schnee, stand ich auf, zog mir meine Kleider an und legte mich noch einmal auf das Bett meiner Mutter.

Irgendwann stand Onkel Sigi in der Tür. Im Gegenlicht konnte ich sein Gesicht nicht sehen. Aber ich erkannte ihn sofort. Onkel Sigi wickelte mich in die Wolldecke, die von dem Bett meiner Mutter, nahm mich hoch, sagte leise: »Mach dich leicht, Giraffe«, und er trug mich fort. Er nahm mich einfach mit. Die Wolldecke roch nach Mottenpulver und Mundgeruch. Ich aber roch gut.

Die Löcher, die Löcher von den Heftzwecken der Postkarten, die Ameisengräber, waren das Letzte, worauf mein Blick fiel, als ich auf Onkel Sigis Arm erst das Zimmer meiner Mutter und dann das Haus für immer verließ.

Es war kalt, als Onkel Sigi mich forttrug und die Morgensonne schien. Es war die gleiche Sonne, die am Himmel stand, als meine Mutter in den Zug gestiegen war und ich sie zum letzten Mal gesehen hatte. Nie wieder habe ich so viel Winter gesehen.

Textauszug aus *Gossenwalzer*

AUDRÉE WILHELMY

wurde 1985 in Cap-Rouge (Québec) geboren. Sie gehört zur ersten Generation von Schriftsteller:innen aus Québec, deren akademische Ausbildung gänzlich dem kreativen Schreiben gewidmet war. Für ihr Werk, das auch in Frankreich veröffentlicht wird und bisher sechs Romane umfasst, wurde sie 2015 mit dem Prix Sade ausgezeichnet. Für *Peau-de-sang* (Bluthaut) wurde ihr der Prix Ringuet 2024 verliehen. Sie setzt sich für die Förderung von Québécoiser Künstlerinnen und Autorinnen ein.

Ein dunkles Märchen über Freiheit und Begehren

Inmitten der kanadischen Wälder liegt ganz aus der Zeit gefallen das Dorf Kan-goq. In der Federei dieses Dorfs laufen die Sehnsüchte von Jung und Alt, Reich und Arm zusammen. Hier arbeitet die Federfrau Bluthaut, die das Dorf in einem geheimen Gleichgewicht hält.

Je nach Tageszeit rupft sie Gänsefedern, stickt mit jungen Mädchen an deren Aussteuer und bringt ihnen nebenbei diskret ihren Körper näher oder sie erfüllt im Austausch gegen Geld und Pelze die intimen Wünsche der Männer.

Mit einer Sprache von seltener, beschwörender Kraft – herb, lyrisch, grausam – spricht die Erzählerin davon, wie sie Frauen hilft, sich von der Herrschaft der Männer zu befreien, und den Männern, ihre wahre Natur zu erkennen. Diese ungewöhnliche Protagonistin weiß um die uralten Rituale und Geheimnisse der Welt. Sie ist zugleich Mutterfigur, Prostituierte und weise, emanzipierte Frau.

Mit *Bluthaut* spinnt Audrée Wilhelmy die Mythologie ihres Erzählkosmos fort, der mit jedem ihrer Romane dichter gewoben wird. Dieses Buch, der zweite von Wilhelmys Romanen, der bei S. Mairix auf Deutsch erscheint, vereint den Freiheitsdrang von Goliarda Sapienza mit der stechenden Poesie von Sylvia Plath.



978-3-7374-1250-6 // 224 Seiten // € 22,00 / € 22,70 (A)

ÜBERSETZERIN**TABEA ROTTER**

geboren 1984, studierte Musik und Philosophie. Sie arbeitet als Lektorin und Übersetzerin in Wiesbaden. Zu ihren Veröffentlichungen zählen Alice Zeniter: *Ich bin eine Frau ohne Geschichte* (2022), Simone Weil: *Von der Schwierigkeit, den Blick gen Himmel zu richten* (2023) und Audrée Wilhelmy: *Weißes Harz* (2024). Für letzteres wurde ihr ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds verliehen.

audrée wilhelmy

blut HAUT

»In Audrée Wilhelmys Schreiben liegt eine dunkle Anziehungskraft von seltener Eleganz; in seltenen Worten und kühnem Stil hat sie einen Ausnahmeroman gewoben.«
Thibault, Librairie Carpe Diem (Munster)

»Die Erzählung vom Leben einer freien Frau, mit eingestreuten spitzzüngigen Kommentaren von anderen Frauen aus der Stadt. *Bluthaut*, der sechste Roman der Quebeckerin Audrée Wilhelmy, ist eine Ode an die Weiblichkeit und die Kühnheit.«
Sylvain, Librairie Quantin (Luneville)

»Wir begegnen Audrée Wilhelmy auf dem Höhepunkt ihrer Kunst: Sie geht mit 39 Jahren von ihrem Haus in den Wäldern der Region Lanaudière aus formvollendet und wohldurchdacht der Interpunktion und der Syntax an den Kragen. Was für eine Souveränität! Bluthaut sagt, sie lese Wünsche in allen Sprachen. Audrée Wilhelmy tut es auch, und wie.«
Jérôme Garcin, Le Nouvel Obs

»Audrée Wilhelmys Schreiben hat etwas Wildes und Organisches. Der Bezug zur Berührung, zur Sinnlichkeit und zum Verlangen ist allgegenwärtig.«
Lucile, Librairie M'lire (Laval)

leseprobe

lange Zeit habe ich mein Ende gelehrt
zur Stunde meines Todes hänge ich, Haar und Körper und Hände, zwischen meinen Tieren, das Gesicht zur Decke hochgekippt, meine Augen vom Halbdunkel verschluckt; die Männer auf der Straße

- wie viele?

unzählige

- und die Frauen, erzähl auch von den Frauen

fragen sich, ob sie offen sind oder geschlossen, meine Augen; niemand sieht sie; alles, was man im Schein der Tischleuchte ausmachen kann, sind meine Rippen, meine langgezogenen Brüste, ist das, was von einem Rock aus weißer Seide übrig ist; Blut fällt in schwarzen Tropfen auf die angehäuften Innereien, auf die Kadaver der Gänse, auf die dünnen Hälse der Ganser, die sich neben der Hackbank türmen

- es ist Saison

- das Blutbad der Jagd beendet

ich hänge über meinem Tresen, an Gesicht und Handgelenken festgemacht: der mich hier hochgezogen hat, wusste nicht, wie er es anstellen sollte, er durchbohrte zuerst mein Kinn wie den Schnabel einer Ente, dann besann er sich und zog meine Arme höher, bis zum Dachbalken

- schön schön ...

auf der anderen Seite der Glasscheibe presst ein Mann seinen Hut gegen den Bauch, er knetet ihn mit beiden Händen: abgesehen von seinen Fingern, die den Filz wringen, steht er draußen im Winter wie erstarrt, hohe Stirn, der Mund halb offen; daneben vergräbt ein anderer seine Fäuste in den Taschen des Wollstoffs, er presst sie gegen seine Schenkel oder er kneift sich, die Finsternis verbirgt seine Bewegungen

- aber du weißt, wie sein Geschlecht aussieht

natürlich

- und seine Schwellung

- da ist so viel Blut im Laden

- trotzdem lässt die Erektion nicht nach, da, am Becken des Mannes

ein Dritter kommt näher, knöpft seinen Kragen auf, der Wind bläst ihm unter den Rock, sein Mantel hebt und senkt sich, die Kälte beißt seinen Hals; gedankenverloren rollt ein Vierter seinen Schal um die Handgelenke auf und wieder ab

- es ist Pierre, Klein-Pierre
- Seiden-Pierre
- unglücklicher Pierre

er spreizt die Arme und die verschlissene Seide spannt sich, das Schnalzen der Fasern lässt ihn aufschrecken; er runzelt die Brauen, blinzelt, als erwachte er aus einem Traum, hinter sich spürt er die Meute anwachsen: von der Arbeit freigestellte Männer, die sich vor dem Lädchen ansammeln; gefangen zwischen der schlaflosen Nacht der Straße und dem warmen Licht der Glasscheiben, der Laden ist wie eine große Laterne inmitten der Dunkelheit der Geschäfte; manchmal dringt ein Windstoß durch eine gesprungene Fensterkachel: er weht über den Boden und wirbelt die Federn hinter der Scheibe auf, sie erheben sich zwischen den Kadavern der Gänse

- meinen Schwestern
- unseren Schwestern

am Schnabel aufgehängt wiegen sie sich an ihren Haken, ihr Schatten an den Wänden wächst und schrumpft; zu beiden Seiten ihrer Flanken fallen die Flügel schwer hinab, das Gewicht ihres Leibs streckt den Hals, entblößt den versteckten Flaum an den Kehlen

als er nach meinen Augen sucht

- offen
- geschlossen

die andere Seite der Glasscheibe absucht, findet Pierre sein Gesicht auf den Fensterkacheln, seine schütterere Stirn, die Tränensäcke, die an seinen Wangen nagen, den blauen Bart, der an seinem üblicherweise glatten Kinn schimmert; er erblickt sich, stoppelig und grün; bald erkennt er im Fenster nur noch das Spiegelbild der Straße: er sieht sich selbst, wie er mich anschaut, und dahinter all die anderen, die sich im Dunkeln versammeln; eine dichte Schneeschicht fällt auf sie nieder

- die Schuldigen
- die Geliebten

sie legt ihnen ihre großen, blassen Hände um die Schultern

-|-

matrjoschkendämmerung

ein Jahr zuvor

- spul den Faden zurück
- ein Jahr
- auf einmal läuft die Zeitspindel ganz rund
- ein Jahr ist nichts
- webe Monate und Wochen wieder ab
- förder den Schlussfaden zutage

ein Jahr zuvor bleibt Pierre Arquilyse vor meiner Federei stehen

auf der anderen Seite des Fensters halte ich ein Messer zwischen den Fingern: ich fördere seine Schneide zutage und prüfe ihren Schliff, dann lege ich das Ausbeinmesser unter die aufgehängten Tierkörper; ich decke die Rotwurstwanne ab, die vom Blut des Tages voll aufgefüllt ist, und fege Federnwolken zusammen; das Licht flackert auf dem Reifefleisch; ich lege meine Schürzen ab

- die erste beschützt die zweite
- die zweite deckt die dritte

die dritte, die vom Kragen bis zu den Knöcheln reicht, birgt unter sich das schattige Rostrot meines Rocks

draußen schlafen die Gänse auf den Brachflächen; die Läden im Dorf sind leer-gefeht; selbst Groll hat seine Manufaktur vor der Zeit geschlossen, so oft haben sich die Näherinnen, die Weberinnen, ihre kleinen Hände bei ihrer Arbeit vertan

- zu seinem Vorarbeiter hat er gesagt, die Arbeiterinnen seien »nervös wie Hündinnen oder Stallstuten, wenn der große Mond übers Feld kommt«
- anzüglicher Groll
- Groll, der über die feinen Finger der Kangoqer Frauen herrscht

ich löse mein Hemd: Pierre Arquilyse hat sich in der Lichtfalle der Federei verfangen; ich nehme das Haar hoch, das um meinen Hals flutet, hebe mein Kinn, streife meine Lippen, meine Schlüsselbeine, dann drehe ich mich zur Feuerstelle um und gieße kochendes Wasser in den Trog, der manchmal der Pelzzurichtung und manchmal dem Körperbad dient; ich trete ans Fenster: auf der anderen Seite

der Scheibe ist der Boden noch immer schlammig geblieben, braun und matt wie der Himmel: nichts erhellt die Straße außer mir, die ich

- souverän
- unverschlossen

unter meinem zerknitterten Hemd den hellen Stoff meiner Korsage enthülle draußen ist Pierre Arquilyse von einem Heiligenschein aus Licht umgeben

- schau, er hat die Hand in seiner Kniebundhose

er hat keine Ahnung, wie sie in sein Beinkleid hineingeraten ist, hat die Bewegung nicht mitverfolgt und erwischt sie nun im feuchten Innenstoff seiner Unterwäsche, fest um sein Geschlechtsteil geklammert

er drückt sein Kinn in den Schal, die Seide fusselt noch nicht

- darauf gibt er acht wie seine Frau aufs Tafelsilber

die Männer von Kangoq tragen Pelerinen aus Nerz oder Fuchspelz, aber keine bestickten Schals, und der Notar genießt seine Extravaganz: wenn er bei einem Klienten seinem Spiegelbild begegnet, verzieht er instinktiv das Gesicht, doch der Anblick der schönen, um den Hals gerollten Zunge erinnert ihn wieder an seine Stellung; er hebt den Kopf und öffnet seine Schultern; wie die Damen aus seiner Kindheit hält er sich, die ihre Gewänder zum Ausbessern zu seiner Mutter brachten

- zu Adèle, der Gekrümmten, der völlig Schlaffen
- »Kinn hoch, böser Junge«
- Adèle, die das stattliche Auftreten müßiger Frauen bewunderte
- »halt deinen Kopf, als hättest du eine schwere Krone darauf«
- Adèle, die sich keine Nachsicht erlaubte
- »steh gerade!«
- wie hätte sie mit ihren drei Wochenpfennigen sich auch Einlass in die bessere Gesellschaft verschaffen sollen?

Pierre Arquilyse, der nun Notar mit Seidenschal ist, hat die Gewohnheit angenommen, sich zu überwachen, fest entschlossen, jeden seiner Fehlritte aufzuspüren; er meidet für gewöhnlich die Hintere Straße im Armenviertel, zu viele Spuren begegnen ihm dort aus der entbehrrungsreichen Zeit mit seiner Mutter

- trotzdem, er ist hier
- aufrechtstehend
- wie angewurzelt

er hat seine Augen wieder auf das Schaufenster der Federei gerichtet, um sich selbst zu beobachten, und wäre so fortgefahren, hätte nicht das jähe Licht von drinnen sein Spiegelbild verschluckt; unversehens stürzt Pierre über mich, und da steht er nun, stockend und gefesselt von der roten Zeichnung, die mein Mieder ziert, während ich einen nach dem anderen die Knöpfe aufmache, die meine Wäsche zusammenhalten

- sieh mal, wie seine Hand in der Emporkömmlings-Hose zappelt
- er berührt sich reizlos
- mangelnde Gewohnheit

der Rock fällt, sinkt schwer auf meine Knöchel nieder, und ich steige darüber hinweg

an der Decke tanzen die Gänsekadaver: ihr Federkleid wirkt stumpf neben den makellosen Unterröcken, die ich im Laden aushänge: jedermann weiß, dass ich unter meinen schmutzigen Metzgersachen ein Reich von Stickereien trage, Ton in Ton verlaufende Flachreliefs auf weißem Leinenkanevas

- jedermann, nein
- Klein-Pierre, der wusste es nicht

er erkundet den Reichtum meiner Unterröcke und tauft mich insgeheim Bluthaut, ein Wiederhall dieses Märchens, das er seinen drei Töchterchen jeden Abend vorliest, wenn sie ihn zuhause am Fenster erwarten: die Kleinen kleben geradezu mit ihren Nasen an der Scheibe, ihr Atem verströmt einen matten Dunst, der vor ihnen die Allee verschleiert: sie warten auf ihren Vater, zeichnen Erhängte auf das Glas, während dieser einige Straßen weiter unten, in die Nacht gehüllt, seinen Mantel über die Finger zieht und mit der freien Hand das Schaufenster poliert

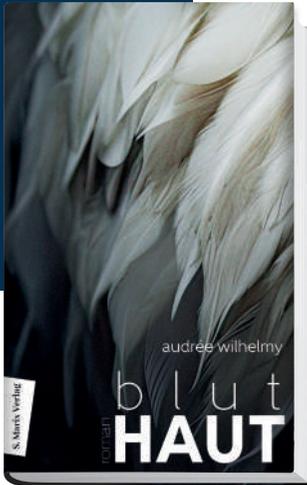
Beschlag umschließt die Federei, alles zergeht hinter einem Dampfschleier

- eine Stimme
- nicht seine
- ruft »Sulfurian!«

und Pierre Arquilyse prallt zurück

die raue Stimme hat das Dunkel zerrissen, der Notar kennt den Akzent nicht, der in der Kehle rollt; er runzelt die Stirn und kneift die Augen zusammen: ein schwarzer Schatten flackert in der Ecke des Lädchens

- er ist zäh, der da gesprochen hat



Audrée Wilhelmy
Bluthaut
Roman

Übersetzt von Tabea A. Rotter

12,5 x 20 cm | 224 Seiten

22,00 (D) / 22,70 (A)

978-3-7374-1250-6

626-01293

- geheimnisvoll
- mein Ehemann nimmt ihn für die Feldarbeit in Dienst
- meiner, um beim Vieh zu helfen
- er kann Leder gerben und Metall biegen
- ich nenne ihn Sulfurian, weil er selbst das oft so sagt

seine Haltung scheint der des Notars nachempfunden: er steht leicht gekrümmt, reckt das Kinn nach vorn, als hoffe er, mit gestrecktem Hals an den beschlagenen Scheiben vorbeisehen zu können; seine Hose ist gespannt, die Finger unter der rauhen Wolle berühren seinen Phallus, und Pierre erkennt diesen Griff gegenüber seinem eigenen mit Schrecken als diskreter und weniger derb

der Notar weicht überstürzt zurück und stolpert in eine üppige Menge, an seinem Ohr spürt er das warme Röcheln eines anderen Voyeurs, er dreht sich um und erkennt den Blechschmied

- sechs Zähne fehlen dem
- das Loch in seinem Mund, wenn er lächelt, ist angsteinflößend

für andere vielleicht

- für Pierre
- Klein-Pierre
- bestimmt

»bald sieht man da gar nix mehr, musste wohl selber fertig werden, mit dem Bild in deinem Kopf, Kumpel«

Pierre weicht zurück, hinter ihm sind drei Teufel mit sich selbst beschäftigt, ohne sich um die anderen zu scheren; der Blick des Notars bleibt an jedem hängen: der erste schnauft laut, die beiden anderen zu seiner Linken hecheln: alle drei scheinen sie befallen von ein und derselben Lüsterheit, die von einem Körper zum nächsten reicht

zusammengescharte Männer

- sieben?
- acht?

Pierre Arquilyse mit seinem geschwellenen Geschlecht in der Hand ist als einziger in Licht getaucht; er müht sich, seine Finger aus der Unterwäsche zu ziehen, sie sitzen in der Umklammerung des Hosenbunds fest; er wird bleich und im Gesicht bricht ihm der Schweiß aus; die Kälte beißt in seine feuchten Wangen; er möchte sich würdevoll entfernen, stürzt aber in großen Schritten davon, die Faust noch immer im Beinkleid gefangen, das Herz wütend, der Mund schlaff

Textauszug aus *Bluthaut*

S i n n l i c h

Möchten Sie regelmäßig über neue Veröffentlichungen und Veranstaltungen informiert werden sowie exklusive Einblicke erhalten?



Dann abonnieren Sie unseren Newsletter!

Es ist ganz einfach – besuchen Sie unsere Internetseite oder nutzen Sie den beigefügten QR-Code, um sich anzumelden.

Wir freuen uns darauf, Sie willkommen zu heißen!